Der Ritter von Pampelonne.

Roman

von

A. von Gondrecourt.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Diezmann.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Viertes Capitel.

Der König.

Die Niederlage, welche die Truppen Mayenne's in Tours durch das Heer der beiden Könige erlitten, hatte Heinrich III. aus seiner unbegreiflichen Gleichgiltigkeit und Mattigkeit aufgerüttelt. Er hatte sogar bei der Erstürmung der Vorstädte jener Stadt, wobei sein Leben und seine Freiheit in großer Gefahr waren, etwas von dem Muthe wieder gefunden, den er in Jarnac und Montcoutone gezeigt und der so trügerische Hoffnungen für seine Zukunft geweckt hatte. Die düstere Schwermuth oder vielmehr die Erstarrung, in welche er seit dem Tode der lothringischen Prinzen und dem Tode seiner Mutter versunken gewesen, schien von ihm zu weichen; dagegen war er, nach der traurigen Neigung seiner Natur, die ihn aus einem Uebermaße in das entgegengesetzte trieb, zu jenen Ausschweifungen, jenen Orgien zurückgekehrt, welche die Schmach, seiner Regierung waren.

Heinrich III. war damals erst neununddreißig Jahre alt, aber sein Körper litt unter dem Verfall seiner Geisteskräfte; sein übertriebenes Fasten, seine Trägheit, seine Weichlichkeit, seine körperliche und geistige Ermattung hatten dem Körper vor der Zeit die Kraft genommen, welche ihm die Natur gegeben.

Der Schimpf, welchen dieser König durch sein Volk erlitten, hatte seinen Zorn nur in geringem Grade gereizt und derselbe erwachte bei der Versammlung der Stände von Blois nur auf Antrieb Katharina's von Medici, welche im Sterben noch mit ihrem letzten Hauche die Seele des letzten ihrer drei Söhne erhitzte.

Der Kampf zu Tours, das mächtige schützende Einschreiten der Hugenotten, die Freude, die Anmaßung der Liguisten gedemüthiget zu sehen, die Hoffnung als Gebieter wieder in Paris einzuziehen, hatten indeß, wie gesagt, den matten König wieder etwas angeregt. Heinrich III. hatte aus Eifersucht auf die Waffenthaten und den Ruhm des Königs von Navarra das Schwert gezogen, das so lange in der Scheide geruht und, ob es gleich für seine schwache Hand zu schwer war, geschworen dasselbe erst im Louvre wieder niederzulegen.

Trotz diesem Aufschwunge zur Männlichkeit hatte der Valois von seinen Günstlingen sich nicht getrennt; er hielt sich vielmehr verpflichtet, sein ausschweifendes Leben da wieder aufzunehmen, wo er es gelassen hatte und reizte seine Freunde, wenn nicht durch eigenes Thun — was ihm seine zerrüttete Gesundheit untersagte, — doch durch seine Worte, seine Geschenke und seine Gegenwart an.

So war der König, zu dem uns der natürliche Gang der Ereignisse führt, welche den Gegenstand unseres Buches ausmachen. Er kam von einem Unternehmen zurück, das er gegen Poitiers versucht hatte, wo er ohne Schwertstreich einziehen zu können gehofft; die Liguisten aber, welche den Platz besetzt hielten, hatten ihn mit Kanonenschüssen empfangen und da es ihm selbst an Geschütz gebrach, um Bresche schießen zu lassen, so hatte er sich zu dem Hauptcorps des

Heeres des Bearners in Beaugency zurückgezogen. Am Tage nach seiner Ankunft da hatte er die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Aumale bei Senlis und damit seine Heiterkeit wieder erhalten.

Obgleich die Hugenotten den Katholiken redlichen Beistand leisteten, obgleich ihr erlauchter Führer bei jeder Gelegenheit die gefährlichsten Posten sich vorbehielt und seinen Truppen die gewagtesten Unternehmungen übertrug, gab es doch an dem Kriegshofe Heinrichs III. zwei sehr scharf getrennte Parteien. Die Günstlinge, an deren Spitze Epernon, Bellegarde, Nogaret, Villequier, suchten fortwährend die calvinistischen Offiziere herabzusetzen und ihre Büffelwämmser, ihre Armuth, ihre Handlungen und Reden lächerlich zu machen. Der König selbst hörte die Spott- und Witzworte seiner Schmeichler gern, da sie das Verdienst seiner Verbündeten zu verringern suchten. Daher sah man nie Einen der Herren, deren Schwert ihm so gute Dienste leistete, in freundlichem Verkehr mit ihm. Er lebte in dem Lager oder in den Städten, welche ihm ihre Thore öffneten, wie er im Louvre gelebt hatte, d. h. er gab Feste, machte ungeheuren Aufwand für seine Tafel und das Spiel und zeigte sich öffentlich nur mit jenem Gefolge, das ihm noch zu aller Zeit die Verachtung und den Haß seiner empörten Unterthanen zugezogen hatte.

An dem Tage, an welchem er den Sieg von Senlis erfuhr, lud er seine Gesellschaft zu einem glänzenden Abendessen und schloß sich mit ihr ein, um bis zum Morgen eine der gewöhnlichen Orgien zu feiern.

Obgleich der Krieg im Lande alles verwüstet hatte, obgleich die Hungersnoth sich fühlbar machte und die Soldaten der beiden Heere in ihrem Lager oftmals nicht ein-

mal Brot hatten, fand der König durch Erschöpfung seines Schatzes doch noch Mittel, seine Tafel mit den trefflichsten Speisen und dem feinsten Weine zu besetzen. Sein Haushofmeister hatte sich an diesem Tage selbst übertroffen, freilich auch zu einer einzigen Mahlzeit Vorräthe verwendet, von denen zahlreiche Familien lange hätten leben können. Zehn in Sammt und Gold gekleidete Herren sollten, ohne Erbarmen mit den Armen, die um sie her fast Hungers starben, blumenbekränzt wie zur Zeit des Verfalls des römischen Reiches, zu einem Mahle sich niedersetzen.

Der Festsaal war groß, prächtig möblirt und mit rothem Sammt ausgeschlagen, auf welchem das Licht von mehren hundert parfümirten Kerzen auf goldenen Kronleuchtern spielte. Venetianische Spiegel von höchstem Werthe spielten auf allen Seiten jene Lichtperlen wieder. Florentinische und hetruskische Vasen mit Blumen zeigten die Pracht ihres Marmors und mischten ihren Frühlingsduft mit den Wohlgerüchen, die aus kostbaren Räucherpfannen aufstiegen. Die Tafel war mit blendendem Geschirr geschmückt, das der Herzog von Epernon dem Könige lieh. Pagen in Sammt und Atlas mit entblößtem Hals und Arm, mit parfümirtem Haar, standen ehrerbietig an der Stelle, welche ihnen der Anordner des Festes angewiesen hatte.

Neben diesem Saale und mit ihm in Verbindung stehend befand sich ein anderes Gemach, das Heinrich III. sein Cabinet nannte. Dieses hatte zwei Ausgänge, einen nach außen, an welchem gewöhnlich vier Mann von den Fünfundvierzig Wache standen, einen andern nach dem genannten Empfangssaale. Hinter dem Cabinet folgte sodann das Betzimmer.

Die Wache hatte die Weisung erhalten, Niemanden

zu dem Könige zu lassen und die Weisung wurde streng befolgt, denn die Fünfundvierzig, sämmtlich jüngere Söhne adeliger Familien aus der Gascogne, die dem Könige mit Leib und Seele ergeben waren und von ihm auf großem Fuße gehalten wurden, hatten das Recht, Jeden auf der Stelle niederzustoßen, welcher den Eingang erzwingen wollte.

Das was man in dem Cabinet des Königs sah und hörte, war so seltsam, daß wir den Leser ersuchen, uns dahin zu folgen.

Der König beendete eben seine Toilette. Nach einer eigenthümlichen Laune trug er sehr gern Frauenkleidung, obgleich er die Frauen selbst verabscheute; er besaß im höchsten Grade die Sucht sich zu verkleiden und selten sah man ihn acht Tage lang in einer und derselben Tracht. Bald als Büßender, bald als Stutzer, bald als König, bald als Weib erschien er, immer lächerlich . . . Verfiel er einmal in sehr große Frömmigkeit, so hüllte er sich in einen feuchten Sack, ging barfuß und machte in solchem Anzuge öffentliche Wallfahrten. Sully erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, als er Heinrich III. in Saint-Maur vorgestellt worden sey, habe er mit Verwunderung den König mit dem Hute auf dem Kopfe, den Degen an der Seite auf einem Stuhle sitzen und an einem Bande am Halse einen Korb mit Hunden von der kleinsten Art tragen sehen, mit denen er sich ausschließlich zu beschäftigen geschienen. »Er hielt sich so unbeweglich,« sagte der Herzog, »daß er weder den Kopf, noch die Füße, noch die Hände regte, während er mit uns sprach.«

Der letzte der Valois erneuerte auf dem Throne Frank-

reichs die Saturnalien und Thorheiten Caligula's und Heliogabals.

Heinrich III. gab, wie man mit Recht gesagt hat, für Luxus und Verschwendung aller Art im Frieden weit mehr aus, als irgend einer der Souveraine seiner Zeit im Kriege und für den Krieg; nicht weniger als hunderttausend Thaler kostete ihn jährlich die Unterhaltung seiner Hunde, die er in allen Ländern zusammenkaufen ließ; eben so viel hatte er für seine Affen und Papageien zu zahlen und sein Parfumeur war sein stärkster Gläubiger.

Jetzt beendigte er, wie gesagt, seine Toilette. Zwei Pagen und zwei Diener unterstützten ihn bei dieser wichtigen Beschäftigung. Die Pagen hielten in der Hand die Spiegel, die Schminke, die verschiedenen Ingredienzien und Parfüms, welche dem verweichlichten Körper, dem schmählich aufgeputzten Gesichte ein gewisses frisches Aussehen geben sollten. Die Diener dagegen trugen die Armspangen, die Halsbänder, die Diamanten, die Schnürbrust herbei, denn der König legte diesen Abend Frauenkleidung an.

Während man sorgsam sein Haar salbte und färbte, um die Röthe desselben zu verbergen, suchte Heinrich III. wie eine Cokette mit seinen Hunden, die auf den Teppichen umhersprangen, mit den Affen, die in goldenen Käfigen Gesichter schnitten und mit den Papageien zu lispeln, die auf ihren Stangen plauderten. Die Sprache des Königs war süßlich und jammervoll geziert. Er sagte dem garstigen Vieh die süßesten lieblichsten Redensarten vor und bemühte sich lustig zu seyn, denn er war in bester Laune.

Ein Mann wohnte schweigend dieser Toilette bei, ohne Verwunderung oder Unwillen zu verrathen, obgleich er

ernst zu seyn schien und schon das Kleid, in dem er einherging, ein Protest gegen solche Tollheiten seyn mußte.

Dieser Mann hieß Stephan von Boulogne und war der Caplan des Königs.

»Herr Paier,« sagte Heinrich zu ihm, »diese Kleider stehen mir sicherlich besser als der feuchte Sack, in dem Ihr mich so gern sehet.«

»Ihr seyd der König, mein Sohn, und als solchem ist Euch alles erlaubt; aber wahre Frömmigkeit würde Euch mehr Nutzen bringen, als die Spiele, denen Ihr Euch ergebt.«

»Seht Ihr denn nicht, daß wir nach einigen Tagen im Louvre und mit langweiligen Geschäften überhäuft seyn werden? Es ist also nur recht und billig, daß ich mich etwas erfreue. Da indeß Gebete nie schaden können, so begebt Ihr Euch in mein Betzimmer und betet recht lange für mich... Es wird mir zu Gute kommen.«

Der Caplan entfernte sich.

»Sieh zu, ob Montigny angekommen ist,« sagte Heinrich zu einem seiner Pagen.

Montigny trat ein, der Commandant der Fünfundvierzig.

Der König stand auf, zeigte auf seinen bloßen Nacken, seine vollen mit Juwelen beladenen Arme und fragte seinen Günstling:

»Was meinst Du, Graf?«

»Göttlich, Sire, wunderbar! Warum solltet Ihr auch die Frauen nicht verachten, es gibt ja keine, die so schön ist, um sich mit Euch vergleichen zu können.«

»Also das Kleid gefällt Dir?«

»Außerordentlich ... Ihr tragt einen ganzen Schatz an Euch.«

»Hat sich de Marle übertroffen? Scheint das Bankett etwas zu versprechen?«

»De Marle ist der würdige Haushofmeister des größten Fürsten . . . Die Tafel ist kostbar.«

»Und die Unserigen sind da? In guter Laune?«

»Sie warten nur auf Euch, Sire, und sie scheinen ausgelassener zu seyn als je.«

»So komm . . . gib mir die Hand.«

Der König nahm einen Kranz von natürlichen Blumen, setzte sich denselben auf den Kopf und verließ sein Cabinet.

Sein Erscheinen in dem großen Saale wurde durch lebhaften Zuruf begrüßt und die Günstlinge wetteiferten, welcher das fadeste, kindischeste Compliment hervorbringe, mit dem etwa eine Cokette sich begnügte.

Die Gäste nahmen Platz und das Mahl begann. Bald erhitzte der Wein die Köpfe, schlüpfrige Reden gingen von Mund zu Mund und die Günstlinge des Königs zeigten sich würdig ihres Rufes von Frechheit. Heinrich **III.** selbst blieb indeß der König des Festes, und nichts blieb verschont; weder die Ehre Gottes noch die Tugenden der Menschen. Es kam so weit, daß man den König Du zu nennen anfing, während er sich bei solchen Gelegenheiten bisher nur erlaubt hatte, seine Freunde zu dutzen. Man theilte ihm die böswilligsten Spottlieder mit, welche die Liguisten auf ihn gemacht hatten und ließ dem eigenen Witze [illegible]ien Lauf, um die Gegner wiederum zu verspotten. Endlich rief aber Heinrich:



»Lasset die Politik und die Ligue und Alles. Wir wollen spielen. Wer hält? Ich setze mein Halsband.«

In diesem Augenblicke trat ein Offizier der Fünfundvierzig herein und zu dem Könige, dem er leise etwas sagte.

»Wahrhaftig, das Abenteuer ist angenehm. Rathet einmal, aus welchem ernsten und dringenden Grunde Savary uns in unserm Vergnügen stören will. Er theilt uns mit: Zwei maskirte Damen verlangten sofort bei uns vorgelassen zu werden.«

»Schändlich!« riefen die Günstlinge einstimmig

»Sire,« entgegnete der Offizier, »die beiden Damen kommen aus Paris und haben, wie sie versichern, ganz insgeheim über ernste Ereignisse mit Euch zu sprechen.«

»Sie mögen zu den Hugenotten gehen!« fiel Lausac ein, »der König ist nicht zu sprechen.«

»Sire, bewilliget einige Minuten; es kann die Mühe lohnen,« sagte Savary.

»Die Neugierde reizt mich allerdings. Haben die Frauen einen Namen?«

»Sie verbergen ihn.«

»Oh, oh! das will ich sehen . . . Folge mir, Montigny. Spielt Ihr unterdessen, Freunde. Belastet Euch mit Schulden, die Ligue wird für Euch bezahlen.«

Der König stand auf und ging mit Montigny und Savary hinaus.

Das Spiel, welches durch diesen Zwischenfall unterbrochen worden war, begann von Neuem. Jeder Spieler setzte, verlor und gewann weit mehr als er besaß, blos in der Hoffnung, von dem Könige, wenn er die rebellischen

Unterthanen besiegt haben werde, reiche Gaben zu erhalten.

Heinrich III. selbst ging in sein Cabinet, legte seinen Blumenkranz auf einen Tisch, ließ Montigny sich hinter einer Tapete verstecken, warf einen langen Mantel um, nahm Platz auf einem Stuhl und pfiff seinen Hunden, die ihn stürmisch liebkoseten. Dann sagte er zu Savary, welcher wartete, bis alles vorbereitet sey. »Nun laß sie eintreten. Herr Pater,« setzte er zu Stephan von Burgund gewendet hinzu, »wir werden schöne Dinge von unsern Freunden, den Parisern, hören.«

»Sire, seyd fest, seyd unerschütterlich, bedenkt, daß Ihr jetzt der Stärkste seyd, und daß Ihr als Gebieter sprechen müßt.«

Savary trat in die Thür und ließ die Signora Fabiani und Venezia, welche der Leser wohl schon errathen haben wird, an sich vorüber hineingehen, die Marchesa zitterte bei den ersten Schritten in diesem Zimmer, in welchem sie nach fünfzehn Jahren ihren königlichen Geliebten zum ersten Male wiedersah. Vielleicht zeigte sich auch einige Unentschlossenheit in diesem muthigen Herzen, da der verfolgte, arme und verlassene König der erstaunten Venetianerin in glänzender Kleidung mit Lächeln auf den Lippen, mit Freude auf der Stirn beschäftigt erschien, die weichen Ohren seiner beiden Hunde mit den zarten Fingern zusammen- und aufzurollen. Diese Unentschlossenheit wurde indeß bald überwunden. Die Marchesa liebte zu leidenschaftlich, ihre Hingebung war zu grenzenlos, als daß sie sofort den Feinden des Königs gewonnenes Spiel gegeben, an die Verleumdung geglaubt und einen Flecken an dem Manne — ihrem Verführer — gesehen hätte.

Venezia aber hatte ein ganz anderes Gefühl. Ehe sie Heinrich III. gesehen, ehe sie gewußt, welchen Rang der Verführer ihrer Gebieterin einnehme, hatte sie ihm aus der Tiefe ihres Herzens geflucht und keine der Illusionen gehegt, denen sich die Marchesa hingab; sie hatte die weite und lange Reise von Venedig nach Frankreich nur mit der geheimen Ahnung einer Rache unternommen, die später oder früher zur Ausführung kommen müßte. Die Geschichte ihrer eigenen Familie schwebte ihr fortwährend vor und in der abergläubischen, aber klugen Hartnäckigkeit der südlichen Völker wies sie aus ihren Gedanken jede Hoffnung auf Versöhnung zwischen dem Opfer und dessen Henker zurück. Ihre starke, jungfräuliche Seele konnte nicht begreifen, daß ein Weib die Beleidigung des Vergessens verzeihen könne; der unbeugsame Stolz, mit dem sich dieses heiße Blut nährte, wollte in der Liebe nur zwei Gefühle anerkennen — die auf jede Gefahr, auf jede Selbstverläugnung gefaßte vollständige Hingebung, und den stets zum Losbrechen bereiten eifersüchtigen Haß. Für diesen Eisenwillen gab es kein unübersteigliches Hinderniß, kein zu hohes Haupt, keinen heiligen Zufluchtsort. Die Zigeunerin hätte, sobald ihr Herz gesprochen, den Geliebten sowohl aus den letzten Reihen des Volkes wie auf einem Thron gewählt, und der Gebieter dieses edlen, fleckenlosen Herzens wäre der unumschränkte König desselben gewesen, gleichviel, ob er reich oder arm, niedrig oder mächtig. Venezia war damals erst neunzehn Jahre alt. Sie hatte in der Stille, in der Zurückgezogenheit bei der Signora Fabiani gelebt, die sie aus Mitgefühl und Dankbarkeit verehrte. Sie kannte keine der tausend Schlechtigkeiten der Welt; für sie war Alles neu, und doch hatte sie unter der Anleitung ihrer Züchtigkeit,

ihrer fast rauhen Redlichkeit und aller der zarten Gefühle, welche dem Weibe eine so frühzeitige Ueberlegenheit über den Mann geben, jederzeit die Wortbrüchigkeit des Mannes geahnt, den ihre Herrin beweinte, an seinen Tod nicht glauben mögen und sein Schweigen durch sein Vergessen und seine Undankbarkeit erklärt . . . Als sie erfuhr, daß der Verführer der Marchesa der König von Frankreich sey, den der allgemeine Haß verfolgte, überlief sie ein Wonneschauer, denn der Haß der Ligue kam ihr verdient vor und sie zweifelte nicht, den König noch schuldiger zu finden, als man ihn schilderte, noch hassenswerther, noch verächtlicher, folglich ihres Mitleids weniger würdig.

Fünftes Capitel.

Das Geschenk des Königs.

Als das Zigeunermädchen in das Cabinet des Königs eintrat, richtete sie ihre brennenden Augen auf denselben und ein Blick auf dies bleiche Gesicht, auf diesen muthlosen Mann und seine Umgebung reichte hin, sie von der Richtigkeit ihrer Vermuthungen zu überzeugen. Dona Fabiani dagegen, welche der Anblick des verehrten Lieblings ihrer schönen Tage entzückte, bebte sichtbar und ihre Seele war glückberauscht.

»O ho!« begann der König; »gedenkt Ihr die häßlichen Masken lange zu behalten? Werden wir kein Menschengesicht sehen? Welche von den Beiden ist die Gesandte?«

»Ich bin es, Sire,« antwortete die Marchesa mit be-

wegter Stimme und sie trat näher an den König, der indeß winkte nicht weiter an ihn heran zu kommen.

»Wer seyd Ihr? Wie kann ich Euch erkennen, wenn ich euren Namen nicht weiß, euer Gesicht nicht sehe?«

»Ihr werdet mich erkennen, Sire, wenigstens hoffe ich es, aber . . .«

»Aber?«

»Ich kann mich nicht nennen, ich kann mich nicht zeigen, wenn Ihr nicht allein seyd, und ich sehe hier zwei Zeugen, die zu viel sind.«

»Das nenne ich wahrhaftig ohne Scheu gesprochen und so kann man leicht erkennen, daß die Botschaft von der Ligue kommt. — Artig, Phöbus,« sagte der König zu einem seiner Hunde, indem er ihm einen Nasenstüber gab, »du beißest mich ja in die Ferse, wie unser Vetter von Mayenne. . . — Ihr habt mir also eine wichtige, geheime Mittheilung zu machen, Madame, oder Mademoiselle?«

»Sire, ich habe mit Ew. Majestät über eine Angelegenheit zu sprechen, die von Wichtigkeit ist für eure Ehre, für . . .«

»Meine Ehre? das wird wahrhaftig traurig ernsthaft. Meine Ehre und . . .?«

»Euer Leben,« fiel Venezia rasch ein.

»Ah! das ist mir schon lieber, denn es ist klarer.«

»Euer Leben und eure Krone, Sire.«

»So habe ich also von Euch gleichzeitig eine Predigt, eine Enthüllung und eine politische Rede zu erwarten? Lassen wir die Moral und die Politik bei Seite, wenns beliebt, denn ich bin heute in sehr guter Laune und Ihr würdet sie mir verderben. — Phöbus, ich werde dich fortschicken, wenn du nicht aufhörst mich zu zupfen.«

»Sire, lasset die Wichtigkeit der Unterredung nicht unbeachtet, welche Ihr mir bewilliget habt, hört mich bald an und befehlt, daß man uns allein lasse.«

»Aber wartet einmal . . . wo Teufel habe ich doch diese Stimme schon gehört? Sie ist mir nicht fremd.«

»Nein, Sire, nein; diese Stimme, die vor innerer Bewegung vor Euch bebt, muß Euch sehr wohl bekannt seyn.«

Die Marchesa bebte wirklich; die Erinnerung, welche der König bewahrt hatte, erschütterte ihr ganzes Wesen; sie griff nach der Maske, um dieselbe abzunehmen, aber die Klugheit hielt sie noch zeitig genug zurück. Uebrigens hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt, die sie nicht sehen lassen wollte.

»Herr Pater,« sagte der König zu seinem Caplan, »kommt doch meinem Gedächtnisse zu Hilfe. Habt Ihr nicht irgendwo eine Stimme gleich dieser gehört?«

»Fraget Niemand, Sire, ruft nur euer Herz zu Hilfe,« unterbrach ihn die Venetianerin. »Nur da müßt Ihr mich suchen.«

»Ich weiß es . . . Ich weiß es. Wenn Ihr nicht die Herzogin von Montpensier seyd, kenne ich Euch nicht, Ihr habt aber dann eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrer Stimme.«

»Die Herzogin,« entgegnete die Marchesa tief verletzt, »die Herzogin hier? das glaubt Ihr nicht im Ernste.«

»Ich gestehe, daß es ein seltsames Wunder wäre, aber unsere werthe Cousine ist so seltsam, daß man ihr alles zutrauen kann. Wie dem aber auch seyn möge, ich bin nun neugierig wie ein Kind und möchte euer Gesicht sobald als möglich sehen . . . Herr Pater, geht in mein Betgemach,

und Ihr, Savary, auf euren Posten. So, nun sind wir allein, wenn nicht vielleicht eure Begleiterin Euch auch hinderlich ist.«

»Nein, Sire, . . . Erlaubt mir, daß ich, ehe ich mich nenne, und die Maske abnehme, in wenigen Worten sage, was für die Ehre eurer Waffen von großer Wichtigkeit ist.«

»Ihr werdet nicht fertig mit allen Einleitungen . . . meine Geduld ist erschöpft.«

»Wir kommen von Etampes, wo wir uns zufällig befanden, als eine Procession der Ligue daselbst erschien.«

»Das habt Ihr gesehen? Es soll sehr schön seyn und man soll prächtig gegen uns schreien und schimpfen. Ich möchte selbst mich einmal an einem solchen Schauspiele weiden. Nun?«

»Sire, Ihr wohntet diesem Schauspiele bei.«

»Wirklich? In welcher Weise?«

»Im Bilde.«

»Meine Unterthanen erweisen mir eine große Ehre.«

»Ich freue mich sehr, daß Euer Majestät die Schmähungen des Pöbels mit Verachtung behandelt.«

»Schmähungen, sagt Ihr? Erzählt mir doch, was bei solchen Aufzügen geschieht.«

»Sire, man hatte mitten in der Stadt einen Scheiterhaufen aufgebaut. Die Procession, an deren Spitze sich die Herzogin von Montpensier befand, zog durch alle Straßen, die voll von Liguisten waren; überall begrüßte man die Wallfahrer, die barfuß und mit Kerzen in der Hand umhergingen, mit wahnsinnigem Geschrei gegen Ew. Majestät, mit Schimpfworten, Drohungen und schändlichen Schmähungen; die Fenster aller Häuser waren mit Fahnen ge-

schmückt, auf denen man Sprüche gegen eure erlauchte Familie, Lügen gegen den König und Schmeicheleien für eure erbitterten Feinde las; zehntausend Stimmen verlangten brüllend euren Kopf, und wenn Ihr unter diese Cannibalen gerathen wäret, würde man Euch in Stücke gerissen haben.«

»In Stücke gerissen?« wiederholte Heinrich **III.** zornig. »Die Elenden! Die Undankbaren! Wie viel Blut werde ich vergießen müssen, um solche Verbrechen zu bestrafen! Erzählt weiter! was Ihr da sagt, ist wahrhaftig höchst spaßhaft.«

Der König stand hastig auf, stieß ungestüm die Hunde von sich, die er auf den Knien hielt, und ging mit großen Schritten aufgeregt auf und ab.

»Als die Procession,« fuhr die Marchesa fort, »vor dem erwähnten Scheiterhaufen hielt, trat ein Henker vor, ein Mann mit gemeinem wilden Gesichte, der eine schwarzumhüllte Fahne trug, und pflanzte dieselbe auf den Scheiterhaufen, den man anzündete. Der schwarze Schleier, der sie verhüllte, fiel und ein unermeßliches Geschrei, eine grauenhafte Begeisterung, ein entsetzliches Gelächter begrüßte die Erscheinung eures Bildes, denn Euch verbrannte man, Euch, den König, Euch, den Gott zum Herrn und Märtyrer dieses empörten Volkes gemacht hat.«

»Bei der Mutter Gottes, die Stadt Etampes soll rasirt werden, so daß kein Stein auf dem andern bleibt!« rief Heinrich **III.** aus, der fast schäumte vor Zorn. »Ich werde dieses Schlangennest zertreten, zermalmen und Ihr, Unglückselige, habt die Kühnheit gehabt, zu mir zu kommen, nachdem Ihr dieser teuflischen Ceremonie beigewohnt? Ihr hattet die Kühnheit, eure Blicke auf die Person

eures Souveräns zu richten, nachdem sie Zeuge meines Schandscheiterhaufens gewesen? Ihr habt die tollkühne Neugier so weit getrieben und nicht gefürchtet, daß ich Euch lebendig werde verbrennen lassen, wie es nach wenigen Tagen mit der Montpensier geschehen wird?«

»Nein, Sire, das habe ich nicht gefürchtet ... Geruhet nur, mich bis zu Ende anzuhören.«

»Ich will nichts mehr hören, ich will Euch nicht mehr sehen! Entfernet Euch! Zeiget um Gottes willen euer verfluchtes Gesicht nicht! Kehrt zu denen zurück, die Euch gesandt haben, um mich zu verspotten, um mich noch mehr zu verhöhnen; geht und saget Ihnen, der König werde in seine Hauptstadt zurückkehren, nicht um zu vergessen und zu verzeihen, sondern um zu strafen ... Geht!«

»Sire,« antwortete die Venetianerin mit einer Ruhe und einem Muthe, die ihres großen Herzens würdig waren, »ich werde Euch nur erst verlassen, nachdem ich meine Sendung vollständig erfüllt habe.«

»Eure Sendung?« fiel der König ungestüm ein. »Ihr seyd also wirklich von den Frechen zu mir gesandt worden?«

»Gott sendet mich zu Euch, Sire, nur Gott!«

»Lug und Trug! Daran erkenne ich die Intriguen derer, welche im Namen der Gottheit verleumden und verwunden. Geht, geht! sage ich.«

Heinrich sank erschöpft auf einen Stuhl.

»Während die Menge den König mit Schmähungen überschüttete,« fuhr die Marchesa ruhig fort, »während der Rauch mit seiner heißen Wolke die Fahne umhüllte, auf die euer Bild gemalt war, trat ein Weib allein aus dem Volke hervor, stieg auf den Scheiterhaufen, riß mit fester

Hand die Fahne herab und fiel bald unter die Füße der ihr nachstürzenden Menge. Dieses Weib entkam dennoch lebendig und begab sich zu Euch, um Euch die Pläne eurer Feinde mitzutheilen, um Euch in die Einverständnisse einzuweihen, die sie sich im Lager der Liguisten verschafft hat, damit sie Euch nützlich werden könnte, kurz um Euch davon zu benachrichtigen, daß bei dem ersten Sturme, den Ihr auf das Thor St. Eustach unternehmet, dieses Thor Euch überlassen werden wird. Das Weib, welches alles dies für Euch gethan hat, steht vor Euch, und hier ist das Bild, das sie dem Feuer entrissen hat.«

Dona Fabiani zog bei diesen Worten aus ihrem Busen die Fetzen der Fahne, die sie da geborgen hatte und hielt sie dem Könige mit fester Hand hin.

Heinrich **III.**, der auf diese würdevollen Worte nicht gehört hatte, griff rasch nach dem Gegenstande, den ihm die Marchesa bot, und als er seine so auffallend treu wiedergegebenen Züge erkannte, fand sein Zorn keine Grenzen mehr.

»Es ist also wahr,« sagte er, »daß sie mich also behandeln; es ist keine Lüge. **Manet ultima claustro**! Mein Wahlspruch geschmäht, wie mein Scepter, wie mein Name und meine Person! Die Elenden! Warum habe ich das ganze Gezücht nicht mit einem Schlage vernichtet! Warum begnügte ich mich, eines der Häupter abzuschlagen! Mit einem nassen Sacke haben sie mich bekleidet? Nun, sie sollen mich im Harnisch sehen, im Harnisch, den ihr Blut härtet! Paris! Paris!«

»Gut, mein Gebieter! Gut, mein König!« sprach die Marchesa. »Erwachet, werdet wieder was Ihr waret!«

»Schweig, Viper! Glaubt Ihr, ich ließe mich durch

eure Complotte täuschen? Glaubt Ihr, ich erriethe nicht, welche Rolle Ihr heute hier spielen wollet? Die Ligue hat Euch zu mir geschickt, damit ich auf eure angeblichen Enthüllungen höre, damit ich in irgend einen häßlichen Hinterhalt gerathe, die Ehre und das Leben meiner Truppen opfere, damit ich mich verhöhnen, schlagen, vielleicht ermorden lasse ... Aber ich sehe eure zu plumpe List ... Geht und dankt es eurem verfluchten Geschlechte, eurem Geschlechte, das ich verabscheue und verachte, wenn ich Euch nicht auf öffentlichem Marktplatze auspeitschen und verbrennen lasse.«

»Sire,« fiel die Marchesa ein, »Ihr beleidiget mich.«

Venezia zitterte vor Zorn; ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten; sie erstickte fast unter ihrer Maske.

»Ich werde Euch auspeitschen, verbrennen lassen,« wiederholte der König außer sich. »Geht!«

»So will ich jetzt mich nennen und mein Gesicht zeigen,« sagte die Venetianerin stolz, »denn Ihr müsset diese Worte zurücknehmen, die des Königs von Frankreich nicht würdig sind.«

»Ich muß? Das ist der Keckheit zu viel!«

Heinrich that einen Schritt nach der Tapete, welche die Thür zu dem Zimmer barg, in welchem die Günstlinge sich noch befanden.

»Ja, Ihr müsset,« fiel Venezia ein, die rasch zu ihrer Pathe trat, ihr die Maske abnahm und dem König so keck in das Gesicht sah, daß er die Augen niederschlagen mußte.

»Nun,« sprach der Fürst, »ich kenne Euch nicht.«

»Da ich einen Namen nennen muß, um eurem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen,« entgegnete die Italienerin in

höchster Verachtung, »so will ich ihn aussprechen. Ich bin Fabia Fabiani, die Tochter des Marchese Fabiani, und komme von Venedig.«

»Hilfe! Hilfe!« rief Heinrich, indem er rückwärts eilte.

Montigny trat hinter der Tapetenthür hervor zu dem König.

»Erinnert Ihr Euch nun, Majestät?« fragte die Marchesa, ohne auf die Anwesenheit Montigny's zu achten.

Es folgte eine tiefe, ernste, ergreifende Stille. Venezia stand dicht neben ihrer Herrin; einige Schritte von den muthigen Frauen stützte der König seinen Arm auf den Montigny's.

»Und was wollet Ihr von mir?« fragte er endlich. »Königin von Frankreich werden zu wollen maßet Ihr Euch doch nicht an? Das könnte aus zwei Gründen nicht geschehen, einmal weil ich nicht Witwer bin und dann weil ich die Weiber verabscheue. Ich habe es Euch schon gesagt, ich verabscheue sie alle, die rechtmäßige Frau so gut wie Euch, die Ihr meine Geliebte waret ... Also was wollet Ihr von mir?«

»Nichts,« antwortete die Venetianerin würdevoll. »Ich will von Euch durchaus nichts.«

»Warum also kamet Ihr?«

»Ich kam, um mich zu nennen und zu zeigen. Ich kam, um mich selbst zu überzeugen, welchen Glauben ich den Gerüchten zu schenken hätte, die über Euch umlaufen. Jetzt gehe ich.«

»Ja ... ich verstehe Euch, — ich erkenne die Wuth der Eifersucht, die man den Italienerinnen zuschreibt ... Soll ich es Euch sagen, warum Ihr hierher kamt? Ihr wolltet

versuchen, mich zum Vortheile meiner Freunde zu verlocken; Ihr hofftet durch eine ungeheure Lüge mein Herz oder vielmehr meine Laune zu gewinnen, um mich dann gebunden der Ligue zu verkaufen; Ihr seyd aufgebracht über die Geringschätzung, die ich Euch seit vierzehn Jahren bewiesen habe und Ihr habt eine so weite Reise nur gemacht, um mich in eine so lächerliche Schlinge zu locken. Warum begnügtet Ihr Euch nicht mit der Ehre, Madame, die wir Euch angethan haben? Warum tröstetet Ihr Euch nicht mit der Montpensier, die in dieser Ehre Euch nachfolgte? Das wäre klüger gewesen, als daß Ihr mir gegenüber tratet und mich beloget durch Erklärungen, unverschämte Erzählungen und angebliche Anhänglichkeit. Ihr verlangt, daß ich Euch öffentlich vor meinem Hofe anerkenne? Daß ich Euch den Herren meines Gefolges als meine Schöne vorstelle? Ihr kennt also die nicht, welche man meine Günstlinge nennt? Nun, so will ich mir den Spaß machen, um die Galle zu vertreiben, die euer Besuch in mir aufgerührt hat. Verlasset mich und wehe Euch, wenn ich Euch wiedersehe! — Montigny, führe die beiden Weiber hinaus ... nicht durch jene Thür, sondern durch diese da,« — und der König zeigte auf die Thür des Speisezimmers.

Die Marchesa hatte den König schweigend, mit strahlender stolzer Stirn angehört. Der Unwille gab der stolzen Patrizierin übernatürliche Kraft und sie zeigte in diesem bittersten Augenblicke selbst mehr Energie als Venezia, die vor Wuth einer Ohnmacht nahe war. Montigny seinerseits hob die Tapetenthür, öffnete die Thür und ließ die Damen vor sich eintreten.

Erschreckt, sich in dem blendenden Saale vor allen diesen betrunkenen Männern zu befinden, wichen Venezia und

die Marchesa zurück; der König aber, der auf der Thürschwelle erschien, hielt sie auf und rief laut:

»Freunde, ich stelle Euch hier die anmuthige Marchesa Fabiani, eine Venetianerin, vor, die ich einmal sehr geliebt habe und die aus Italien kam, um die Ehre zu erbitten, am Hofe Frankreichs vorgestellt zu werden. Ihr folgt ein junges reizendes Mädchen, wie Ihr sehet; bemühet Euch, die beiden Damen zu unterhalten; ich gebe sie Euch . . .«

Ein wahrer Jubelruf antwortete diesem grausamen Spotte; die Marchesa drehte sich nach dem Könige um, der bereits verschwunden war, und der Blitz ihrer Blicke fiel auf die Stutzer, welche den Tisch umfließen, an welchem sie toll gespielt hatten und sich im Kreise um sie her stellten.

Venezia wollte vor ihre Herrin treten, aber die Gewalt des Blickes der Marchesa war so groß, ihre Haltung hatte etwas so imposant Würdevolles, ihre edle Stirn hatte sich mit so gebieterischer Majestät aufgerichtet, daß die Zigeunerin selbst sich unter den Schutz der Herrin stellte.

Die eingeschüchterten Stutzer wagten es nicht, die Grenze zu überschreiten, welche ihnen der Blick dieser unwilligen Königin, diese stummen Lippen vorschrieben. Montigny trat ebenfalls zu ihnen und erzählte mit wenigen Worten und halblaut, was so eben in dem Cabinet des Königs vorgekommen war.

»Ah, Liguistinnen sind sie!« rief Clermont aus, der am wenigsten betrunken war. »Wahrhaftig eine gute Prise!« Und er trat zu der Venetianerin.

»Ich habe eine ganz besondere Vorliebe für die Italienerinnen,« setzte Franz von O. hinzu, »und benutze die Gelegenheit.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen und dabei den Arm Venezia's erfaßt, als er von dem Mädchen eine klatschende Ohrfeige erhielt.

»Gut geantwortet!« riefen die Stutzer im Chor. »Die Wölfin wehrt sich. Nun, Chabannes, künftiger Großjägermeister, Hallali geblasen!«

»Warum habt Ihr mich genöthigt, meinen Dolch abzulegen?« flüsterte Venezia der Marchesa zu. »Wir wären bereits gerächt.«

»Wir mußten bis zu den Unmenschen gelangen. Suche einen dieser Betrunkenen zu entwaffnen und tödte mich, um mich zu retten.«

»Meine Schöne, man muß sich zu etwas entschließen,« sagte Clermont, indem er die Marchesa umfaßte. »Wir sind nur zehn oder zwölf hier und sämmtlich sehr verliebt. Wählt unter uns; wir sind großmüthig.«

»Und Du mit der geschwinden Hand, Schatz, Du bist mein,« sagte der Baron von Chavigny.

»Meine Herren,« rief Lansac dazwischen, »wir müssen Ordnung in die Sache bringen. Ich schlage deshalb vor, wir würfeln um die Schöne, dann setzen wir uns zu Tische, um die Hochzeit zu feiern.«

»Bravo! Bravo! Würfel her! Würfel! Allerliebst! Der König wird lachen!«

Die Stutzer richteten den Spieltisch wieder auf und stellten sich um denselben her, während die Marchesa und Venezia an das Buffet traten und jede ein Messer nahm.

»Nun fürchte ich sie nicht mehr,« sagte die Venetianerin.

»Um Gottes Willen, liebe Herrin, legt nicht zu rasch Hand an euer Leben. Wir wollen noch immer hoffen.«

»Beruhige Dich, ich werde nicht allein sterben.«

»Sie ist mein!« rief jetzt Lansac, »mein! Der Teufel hat doch einmal Gerechtigkeit geübt und mich entschädiget; ich hatte ja den ganzen Abend verloren.«

»Und für mich die Brünette! Wir wollen den Tigerblick schon sanft zu machen suchen,« sagte der Baron von Chavigny.

»Zu Tische also und die Bräute bekränzt.«

»Der Erste, welcher über diesen Handschuh herübertritt, ist verloren!« sagte die Marchesa, indem sie ihren Handschuh hinwarf.

»Wir werden die Degen ziehen müssen,« meinte Lansac, »um diese Mägdelein zu erobern.« Dabei trat [er entschlossen vor, aber es entstand in diesem Augenblicke ein Geräusch im Vorzimmer; er drehte sich um und blieb stehen.

»Ich scheere mich viel um euer Verbot!« rief Crillon, indem er hereintrat und ein halbes Dutzend Diener bei Seite schob. »Meine Herren, wo ist der König? Ich muß augenblicklich mit ihm sprechen.«

»Der König schläft.«

»So weckt ihn, Montigny. Der Bearner schickt einen Courier. Tretet ein, Herr, tretet ein!«

Ein Offizier der Armee von Navarra trat alsbald herein; er war gestiefelt, gespornt und bestaubt, sein Büffelwamms mit Blut befleckt. Er entblößte sein Haupt.

Pampelonne war es.

Sechstes Capitel.

Pampelonne macht sich seiner eigenen Ansicht nach sehr lächerlich.

Die Ankunft des Fremden brachte allgemeine Bewegung hervor. Die katholischen Herren traten zusammen und wechselten leise einige Worte, verstohlen manches Lächeln.

»Es thut mir ungemein Leid, meine Herren,« sagte Pampelonne ungezwungen, »eure Unterhaltung gestört zu haben, aber ich konnte nicht früher und auch nicht später nach Beaugency gelangen. Ich komme von Gergeau, überbringe eine wichtige Depesche, welche mein Herr, der König von Navarra, an Se. Majestät den König von Frankreich sendet und gerieth mit einem Streifzuge des Herzogs von Aumale zusammen, der meinen Anzug garstig zugerichtet hat, wie Ihr seht.«

»Uebergebt mir eure Depesche, Herr,« antwortete Montigny. »Der König, welcher in diesem Augenblicke nicht sichtbar ist, wird bei seinem Erwachen Kenntniß davon nehmen. Wenn Ihr nichts dagegen habt unterdeß mit Katholiken zu trinken, so nehmt mit uns und dem tapfern Crillon hier Platz . . . Wir feiern eben zwei sehr interessante Verbindungen . . . Seyd Ihr Edelmann?«

»Ich bin der Ritter von Pampelonne,« entgegnete der Gascogner ziemlich hochmüthig, was die leichtfertige Art der Einladung wohl rechtfertigte. Dann sah er die Italienerin

und ihre Begleiterin an und fragte: »Zwei Verbindungen? Wer heirathet denn?«

»Der Marquis von Lansac verbindet sich mit dieser schönen, großen Dame, die Ihr da sehet, einer venetianischen Marchesa, deren Namen ich vergessen habe, was aber nicht schadet, — und der Baron von Chevigny mit dem kleinen Teufelchen da, das so schwarze schreckliche Augen dort in der Ecke macht.«

Venezia trat rasch zu Pampelonne vor, faßte seine Hand, zeigte ihm die Marchesa und sagte:

»Rettet uns zum zweiten Mal, Ritter ... Wir sind die Gefangenen aus der Citadelle von Angers; man beleidiget uns hier und der Himmel selbst sendet Euch zu unserer Befreiung.«

Pampelonne ging zu der Marchesa und fragte sie:

»Was geht hier vor, Signora?«

»Die Schlechtigkeit des Königs hat mich Schutzlose der Schlechtigkeit dieser Elenden hier überliefert und ich bin zu sterben bereit,« setzte sie hinzu, indem sie auf das Messer deutete, das sie krampfhaft gefaßt hatte, »wenn ich meine Freiheit mit Schande erkaufen soll.«

»Ihr habt es gehört, ihr Herren,« sagte Pampelonne mit eiskalter entschlossener Ruhe zu den Stutzern, »und es scheint mir sehr deutlich zu seyn ... Frau Marchesa, Ihr könnt das Messer als völlig nutzlos wegwerfen ... Jedermann verbeugt sich hier vor Euch.«

Mit diesen Worten sah sich der Gascogner festen, fast herausfordernden Blickes unter den Herren um, die, durch solche Kühnheit überrascht, anfangs sämmtlich schwiegen.

»Meine Damen,« fuhr Pampelonne fort, »der Weg ist frei und ich stehe zu eurem Befehl.«

»Mein schöner, irrender Ritter,« begann Lansac, indem er auf den Gascogner zu trat, »welches Recht habt Ihr, Euch in meine Angelegenheit zu mischen? Ich habe um die Schöne da gewürfelt, der Teufel hat mich sie gewinnen lassen und wird sie mir nicht wieder nehmen.«

»Die Marchesa Fabiani steht unter meinem Schutze; ich kenne sie und sie ist mir ganz besonders empfohlen. Mehr sage ich Euch nicht, wie neugierig Ihr auch seyn möget; und ob ich der Teufel bin oder nicht, genug, Ihr werdet ihre Fingerspitzen nicht berühren.«

»Oho! dieser Trotz dürfte Euch theuer zu stehen kommen, schöner Ketzer.«

»Sehr wohl. Ich verstehe solche Dinge, wenn sie auch nur angedeutet werden.«

Der Gascogner nahm ein Taschentuch hervor, zog einen Bleistift heraus und sagte, während er schrieb:

»Ihr nennt Euch Marquis von Lansac, nicht wahr? Nun, mein Herr, Ihr seyd der Erste auf der Liste. Wer hat weiter Lust? Es ist Platz für Alle da . . . Nur, wenn ich bitten darf, sprecht nicht Alle auf einmal.«

»Unverschämt!« riefen die Katholischen.

»Ihr da, Herr, schrieet am lautesten, glaube ich . . . wie heißt Ihr, wenn ich fragen darf?«

»Graf von Montigny . . .«

»Recht wohl . . . Ihr seyd also der Zweite . . . Muth! Ich schreibe selten, aber wenn ich einmal anfange, höre ich auch sobald nicht auf.«

»Ihr habt schon mehr als genug, Prahlhans.«

»Drei! Ihr seyd der Baron von Chavigny, wenn ich mich nicht irre. Vortrefflich! macht keine Umstände, Ihr Herren, ich bin von so guter Familie, daß ich wohl auf

die Ehre Anspruch machen kann, Euch ein Loch in das Wamms zu stoßen . . . Niemand mehr?«

»Wer's erlebt, wird sehen was geschieht,« sagte Montigny.

»Sehr richtig,« entgegnete Pampelonne, indem er sein kleines Buch zusammenschlug . . . »Da ich es aber mit dem besten katholischen Adel zu thun habe, so wird man meine Schutzbefohlenen hier, die nun einmal zufällig einen Vertheidiger gefunden haben, wohl wenigstens bis zu meinem Tode respectiren.«

»Nichts billiger,« sagte Crillon, der über die Niederlage der Stutzer ins Fäustchen lachte. »Nur recht und billig.«

»So führt eure heiligen Rührmichnichtan nur sogleich fort,« fiel Crillon ein. »Wenn wir nicht bei Sr. Majestät wären, würden wir unsere Rechnung auf der Stelle ausgleichen und so die gute Beute behalten.«

Pampelonne, welcher der Marchesa die Hand gereicht, hatte und mit ihr bereits an die Thür gelangt war, drehte sich um, ging zwei Schritte auf Crillon zu und sagte zu ihm:

»Wahrhaftig, Herr, Ihr sollt der Vierte seyn. Es wäre Unrecht, Euch nicht mit aufzunehmen, denn Ihr seyd zu artig als daß Ihr vergessen werden dürft. Oberst Crillon, übergebt Sr. Majestät diese Depesche; ich werde auf seine Befehle in dem Hause der Stadt, in welchem ich abgestiegen bin, bis um zehn Uhr Früh warten, so wie auf die eurigen, Ihr Herren.«

Darauf ergriff Pampelonne wiederum die Hand der Marchesa und schritt hinaus.

»Der hat Haare auf den Zähnen,« sagte Crillon,

»und es wäre Schade, wenn Ihr ihn umbrächtet . . . Schont ihn; seine Art ist selten.«

»Kein Wort von dieser Geschichte gegen den König,« fiel Lansac ein; »er haßt das Duell seit dem Tode von Quelus und wir würden den groben Menschen nicht züchtigen können. Geschwind nun die Anzüge und die Degen gewechselt.«

Crillon blieb allein in dem Zimmer und da er keine Hoffnung hatte den König zu sehen, schickte er sich an ebenfalls fortzugehen. In diesem Augenblick erschien der König in der Thür seines Cabinets.

»Nun, wo sind sie Alle?« fragte er.

»Sire, sie wollten eure Ruhe nicht stören und haben sich entfernt.«

»Ich verstehe . . . meine Nähe war ihnen hinderlich. Crillon, lieber Freund, meine Stutzer werden alt . . . ein schlimmes Zeichen! Sonst wagten sie alles . . . Aber was thust Du unverderblicher Tugendfels so spät noch hier?«

»Sire, ich wollte Euch eine Depesche übergeben, welche Herr von Pampelonne, Offizier von Navarra, so eben, unter großer Gefahr, aus Gergeau hierher gebracht hat.«

»Diese Ketzer sind also alle tapfer und aufopfernd?« sprach Heinrich **III**. mit einem neidischen Seufzer, indem er die Depesche erbrach.

»O diesen,« entgegnete Crillon, »gebe ich für den unerschrockensten eurer Unterthanen.«

»Das ist sehr bescheiden von Dir.«

»Und eben so unbestreitbar, Sire. Aber geruhet zu lesen.«

»Der Weg nach Saint-Cloud ist frei,« las der Kö-

nig; »ich rücke über Poissy vor; lasset das Gros der Armee auf Saint-Germain gehen und binnen wenigen Tagen werden wir Paris belagern können.

»Zwischen Chartres und Etampes werden wir durch einen Reiterhaufen beobachtet, der uns die Fourage wegfängt; geruhen Ew. Majestät die dreihundert Bearner, die ich in Beaugency gelassen habe, ausrücken zu lassen, um jene Reiter aufzuheben.

»Chatillon, Rosny und der Ritter von Pampelonne, der Ueberbringer dieser Botschaft, werden die Unternehmung leiten und in Gergeau wieder zu mir stoßen, wo ich sie brauche.

»Der getreueste Eurer ergebenen Unterthanen,

»Heinrich.«

»Schnell, Crillon,« rief der König freudestrahlend aus, »sogleich die Befehle erlassen, daß das Unternehmen ausgeführt werden kann — morgen schon. Melde den Ketzern, daß sie mit Tagesanbruch unter der Führung von Chatillon, Rosny und Pampelonne, von dem Du Wunderdinge sagst, aufzubrechen haben . . . Ich freue mich sehr diese mit dem Banne Belegten los zu werden, die ein Flecken in meinem Heere sind. Indeß will ich nicht, daß sie die Ehre des Handstreichs allein haben; sage also Montigny, Lansac und Chavigny, daß sie mit ihnen sich aufmachen. Sie sind gute Schläger und werden etwas von dem Ruhme, nach dem unser Vetter so sehr zu geizen scheint, auch für die Katholischen verdienen. Lebe wohl, Crillon! Auf Wiedersehen, morgen!«

Heinrich ging in sein Cabinet zurück und der Oberst eilte durch die Stadt, um den verschiedenen royalistischen

Chefs die empfangenen Befehle mitzutheilen. Wir kehren zu Pampelonne zurück, den wir bei seinem ritterlich-galanten Abenteuer verlassen haben.

Kaum hatte er seine beiden Schutzbefohlenen aus dem königlichen Hause hinaus begleitet als er stehen blieb und sagte:

»Meine Damen, ich freue mich des Zufalls, der mir es möglich gemacht hat, Euch einen Dienst zu leisten und bitte mich wissen zu lassen, was ich weiter thun kann, um Euch nützlich zu seyn.«

»An seiner Tapferkeit und Bescheidenheit erkenne ich den Freund des Vicomte von Gourdon,« antwortete die Marchesa Fabiani. »Vielleicht bin ich Euch Erklärungen über das schuldig was vorgegangen ist, über die Veranlassung, die mich in diese Stadt geführt hat . . .«

»Ah, Signora, wir Hugenotten dienen unseren Freunden blindlings.«

»Ich sage das auch nicht euretwegen, Ritter, sondern für Gourdon, der Euch ohne Zweifel fragen wird und den das Gerücht von unserm Abenteuer beunruhigen könnte. Ich bin undankbar gegen ihn gewesen und seit drei Jahren hat es wohl geschienen als hätte ich ihn vergessen . . . Sagt ihm, daß dem nicht also sey, daß ich noch immer an ihn denke . . .«

»Ah, Signora, mein armer Freund ist seit drei Jahren von mir getrennt und bedeckt sich mit Ruhm in der Dauphiné seit der Zeit, von welcher Ihr sprecht. Ich habe die Trennung stets schmerzlich beklagt, besonders aber seit einer Viertelstunde.«

»Ihr solltet Euch im Gegentheil darüber freuen. Sein edles Herz würde schwer gelitten haben, wenn der Himmel,

der mir beistand, ihn statt Eurer in das Haus geführt hätte, aus welchem wir kommen.«

»Hm!« entgegnete Pampelonne lächelnd, »es wäre mir doch recht angenehm, wenn ich mit ihm die Unterhaltung theilen könnte, welche mich erwartet.«

»Welche Unterhaltung?«

»Die kecken Herren, die sich gegen Euch vergingen, sind sehr muthig und wenn das Gerücht nicht lügt, führen sie eine vortreffliche Klinge.«

»Ihr werdet hoffentlich ihre Herausforderung verachten und . . .«

»Vier wenigstens hoffe ich in das Gras zu strecken . . . die, welche zuerst eingeschrieben sind. Weniger kann ich zu ihrer und meiner Ehre nicht thun . . . Die eurige gar nicht zu erwähnen . . . und die Herren sind keine Spießbürger. Die Sache hat also ihre Schwierigkeiten und der Degen Gourdon's . . .«

»Ihr wollet also durchaus mein Gewissen beschweren, Herr von Pampelonne?«

»Ich,« fiel Venezia mit Wärme ein, »sage dem Ritter voraus, daß er die Prahler überwinden wird; ich bin seiner Meinung, daß seine Ehre und die unsere Blut verlangt.«

»Venezia!« unterbrach sie die Marchesa sanft.

»Ihr sprecht wie ein Engel, Mademoiselle,« entgegnete Pampelonne, »und bei Gott! der Blitz in euren schönen Augen gefällt mir, — nehmt's nicht übel, daß ich Euch ein Compliment so ins Gesicht sage, aber der Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist.«

Während der Gascogner so sprach, betrachtete er mit Freude und Bewunderung die reizenden energischen Züge

des Zigeunermädchens, das zum ersten Male vor dem Blicke eines Mannes die schönen Augen niederschlug, während ihr Busen wogte, ihr Herz klopfte und die Wangen sich mit glühender Röthe bedeckten.

Der heilige Funke, den der Schöpfer früher oder später sicherlich in die Seele seiner Kinder fallen läßt, zündete in dieser kräftigen jungfräulichen Natur. Der Mann, den Venezia lieben sollte, stand vor ihr. Pampelonne, der sorglose Soldat, der tapfere, philosophische, spottsüchtige, das Musterbild des rücksichtslosesten Leichtsinns, der Abenteuerjäger, der ein jeder Leidenschaft unfähiges Herz zu besitzen glaubte, der schöne junge Mann, der bisher seine Eroberungen verlacht hatte und alle Frauen lieben wollte, um keine recht zu lieben, verläugnete hier, in einem Zusammentreffen, das nur die glücklichsten Sterblichen erwartet, plötzlich seine Irrthümer und wurde durch zwei schwarze Augen besiegt, die im Dunkel der Nacht leuchteten wie zwei Sterne am Himmel.

Und es war keine flüchtige Laune, welche mit einem Schlage die beiden stolzen jugendlichen Wesen traf, die sich gerühmt hatten, jene Stimme der Natur Lügen strafen zu können, welche aus der Tiefe aller Herzen hervorruft: »Du wirst lieben.« Nein, es war keine flüchtige Laune, sondern ein Gefühl der Achtung, ein plötzliches Erkennen gleicher Empfindung. Ihre Seelen liebten einander, weil sie sich errathen oder vielmehr wieder erkannt hatten. Der jugendliche Pampelonne, der schön und muthig war bis zur Kühnheit, kühn bis zur Tollheit, unbekümmert um die Zukunft, mit der Gegenwart stets zufrieden, heiter bei den größten Gefahren, erfindungsreich unter den größten Schwierigkeiten, mußte dem Mädchen gefallen, das die

ernste Seite des Lebens noch nicht kannte, dem Mädchen, dessen heißes Herz und glühende Phantasie nur von der Freiheit seiner ersten Jugend träumte, nicht von der Freiheit in dem beschränkten Sinne, welche die Gesetze und Gewohnheiten unserer Gesellschaft gebildet haben, sondern von der Freiheit des Vogels, der nach seiner Wahl durch die Luft fliegt, einen Zweig zum Schlafen darauf, eine Melodie zum Morgenliede, seine Liebe im Frühlinge wählt und sein Nest baut, wo es ihm gefällt.

Und Pampelonne, welcher der Kunstgriffe der Coketten überdrüssig war, mit denen er sich bisher beschäftigt hatte, fühlte sich zu dieser neuen frischen Blume hingezogen, denn er hatte den lieblichen Duft der Jugend und Unschuld, der Anmuth und Aufrichtigkeit geathmet, den die unerschrockene Seele Venezia's ausströmte.

Pampelonne und Venezia mußten also, sobald sie einander gegenüberstanden, die Einwirkung jenes elektrischen Funkens empfinden, welcher den Sieger zum Sclaven und den Sclaven zum Herrn macht in jener himmlischen Gemeinschaft, in der alles Freude ist, selbst die Thräne.

Venezia blickte den Ritter mit Entzücken, mit Achtung an; sie hatte niemals eine stolzere, offenere Stirn gesehen. Die süße Liebe, die in ihrer Seele die Blüthe entfaltete, berauschte sie bereits ehe sie sich den Gegenstand der plötzlichen wonnigen Unruhe gestand, die ihr ganzes Seyn und Wesen erfüllte.

Pampelonne seinerseits meinte es ehrlich und war wie immer tollkühn, denn er sah recht wohl den blüthenbedeckten Abgrund, über welchem sein Herz und sein Verstand schwebten und er that nichts, um die Gefahren des Sturzes zu vermeiden, im Gegentheil, er fühlte, daß er besiegt war und

lächelte über seine Niederlage. Dieses Lächeln, das das Auge Venezia's entzückte, war zugleich ein Geständniß und das schöne Mädchen verstand es nicht die Antwort zu verbergen.

So wurde in einem Augenblicke des Schweigens alles gesagt und verstanden; Venezia und der Ritter sahen einander nur noch an, um gegenseitig in der Tiefe ihrer Herzen das Schönste und Beredteste jenes herrlichen Buches zu lesen, das wir alle leider zu bald zumachen und das heißt: Liebe und Jugend.

»Da ich die Macht nicht habe Euch von euren Plänen abzubringen,« begann die Signora Fabiani von Neuem, »so beruhigt mich wenigstens über die Folgen . . . Werdet Ihr vor dem Zorne des Königs sicher seyn, wenn Ihr so glücklich wäret als Sieger aus dem thörichten Unternehmen hervorzugehen?«

»Des Königs . . . des Valois? Nein. Aber, ventre saint-gris! unser Bearner läßt seine Freunde nicht im Stiche und wird mich schützen.«

»Was auch geschehen möge, vergeßt nicht, daß Ihr in mir eine Stütze habt . . . Ich kehre nach Paris zurück und wenn Ihr jemals eine Gönnerin bei den Liguisten nöthig haben solltet, so werdet Ihr Euch an mich wenden, allein an mich . . . Der Krieg bringt täglich Zufälle; Ihr könnt in Gefangenschaft gerathen oder einen Zufluchtsort gegen die Undankbarkeit derer suchen, welche Euch heute lieben . . . Zweifelt an nichts; ich bin ein lebender Beweis solcher Undankbarkeit . . . Kurz, was auch geschehen möge, kommt zu mir.«

»Ich bin beschämt durch so viel Güte, Signora und nehme dankbar den freundlichen Schutz an, den Ihr mir

bietet. Ich nehme ihn aus zwei Gründen an; einmal weil ich errathe, daß er eben so wohl meinem Freunde Gourdon gilt als mir, wenn nicht mehr . . .«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»So etwas sagt man überhaupt nicht, aber es versteht sich . . . Gourdon wird es wenigstens so verstehen, verlaßt Euch darauf.«

»Ich ersuche Euch im Gegentheil, dem Vicomte von Gourdon nichts zu sagen, das ihn an etwas Anderes glauben lassen könnte als an ein Gefühl der Achtung, der Freundschaft und Dankbarkeit.«

»Drei schöne Gefühle, die zu einem einzigen vereint das Herz zu entsetzlich raschen Schlägen treiben, Frau Marchesa.«

»Aber ich wiederhole und bitte . . .«

»Ich dagegen bitte,« fiel Venezia lebhaft ein, »Herrn von Gourdon an die Signora Fabiani so zu erinnern, wie es Euch das Herz eingibt.«

»Venezia,« rief die Marchesa aus, »was soll das bedeuten? Du vergißt . . .«

»Peblo!« flüsterte das Mädchen. »Peblo!«

Die Venetianerin schlug die Augen nieder, erbebte und antwortete nichts auf die Erinnerung, welche jener Zaubername weckte. Ihr Gesicht glühte und ein Seufzer erleichterte ihre bedrückte Brust.

»Signora,« entgegnete Pampelonne, »Ihr habt mir eine Zuflucht, einen Schutz für den Fall geboten, daß ich Euch in Paris an dieses Versprechen erinnerte. Wie soll ich aber dahin gelangen, wenn nicht als armer Gefangener? Die Herren Sechzehn und die Vierzig lassen ihre Thore gut bewachen und wenn ich da erscheine, wird man mich ohne

Zweifel mit Partisanenstößen empfangen . . . Könnt Ihr mir kein Mittel angeben, mit dem ich mich ohne gar zu große Fährlichkeiten zwischen den Wachen eurer Freunde hindurchschleichen könnte?«

»Nein . . . kein einziges.«

»Verzeihet, Signora, Ihr habt zwar nur eines, aber ein vortreffliches,« antwortete Venezia alsbald.

»Welches?«

»Gebt dem Ritter den Geleitsbrief la Gazette's, der uns Frauen nicht viel nützt.«

»Wie?« fiel Pampelonne ein. »Ihr steht noch immer mit eurem Herrn Vater in Verbindung, — d. h., verzeihet, mit dem Schwätzer, dem Diebe, dem Fresser, dem Normann?«

»Ja,« antwortete die Marchesa, »ich habe ihn vor zwei Tagen in Etampes gesehen. Der arme Mann hat seit der Haft sein Glück gemacht, denn er ist sehr reich, wie er sagt und hat eine wichtige Stellung unter den Führern der Ligue. Woher kennt Ihr ihn?«

»Aus dem Gewölbe in der Citadelle von Angers, aus dem ich ihn befreit habe und . . . ist sein Vermögen groß?«

»Wenn man ihm glaubt, besitzt er über eine Million.«

»Und er ist Euch nichts?«

»Nichts, gar nichts.«

»Und es wäre möglich, daß ich ihn in Paris träfe?«

»Unfehlbar.«

»Ich danke, Signora, Ihr macht mir damit eine große Freude . . . Ich war fest entschlossen von eurer Freundlichkeit und eurem Passe Gebrauch zu machen,« setzte Pampelonne mit einem zärtlichen Seitenblicke auf Venezia hinzu;

»jetzt steht dieser Entschluß felsenfest und ich nehme den Paß mit Freuden an.«

»Da ist er,« sagte Venezia und während sie das Papier dem Gascogner reichte, berührte sie, ohne es zu suchen, aber auch ohne es sehr zu vermeiden, mit ihren Fingern die Hand Pampelonne's. Bei dieser Berührung stieg ihr die Röthe ins Gesicht.

»Tausend Dank!« sagte der Ritter. »Aber wo finde ich Euch in dieser großen Stadt voller Feinde?«

»Bei der Herzogin von Montpensier selbst,« antwortete die Marchesa und ohne zu fragen, was er so Wichtiges mit ihrem ehemaligen Führer zu ordnen haben könne, setzte sie hinzu: »Geleitet uns nun in das Wirthshaus zur Krone. Dort sind unsere Pferde und Ihr werdet uns behilflich seyn durch die Wachen hindurch zu kommen.«

»Gern, Signora, und obgleich ich mich ungern von Euch trenne, muß ich doch in meine Wohnung eilen, in welcher mich ohne Zweifel meine geliebten Feinde erwarten. Es wäre nicht höflich, sie lange im Mondenscheine stehen zu lassen.«

Die Signora Fabiani und Venezia fanden ihre Pferde gesattelt und ihre Diener reisefertig; sie stiegen auf; Pampelonne begleitete sie bis an das Thor, dort küßte er der Marchesa die Hand und als er die Venezia's an seine Lippen zog, sprach eine tiefbewegte Stimme, die in seine Seele drang:

»Ihr werdet in dem Kampfe siegen, der Euch erwartet, . . . ich habe die feste Ueberzeugung; aber ob Ihr nach Paris kommen werdet . . .«

»Ich werde kommen,« flüsterte Pampelonne, der die kleine Hand, die ihm überlassen wurde, mit Küssen bedeckte, »denn ich liebe Euch.«

Diese letzten Worte entflogen in einer Staubwolke, welche der Galopp des Pferdes Venezia's auftrieb, die ihre Herrin einzuholen suchte; aber diese Worte, die schönsten, welche die Menschensprache kennt, und die ihr Ohr zum ersten Mal vernahm, schwebten in der Luft, die sie athmete, auf der ganzen Reise und kamen mit ihr an dem Thore von Paris an.

»Will ich doch des Teufels seyn, wenn ich mich begreife!« dachte Pampelonne bei sich als er zurückging . . . »da bin ich gefangen wie ein Maikäfer und habe nicht mehr das Recht, mit einem Anfluge von Stolz das dümmste Geschöpf auf Gottes Erdboden zu betrachten. Ich bin verliebt wie ein Täubchen, wie Paris, der schönste und dümmste der Trojaner, wie Gourdon, — und das ist ein Trost, denn Gourdon ist doch trotzdem der tapferste aller Gascogner . . . Wie werde ich vor diesen lieben Freund treten können! Wie wird er mich auslachen! Aber ist dies Mädchen nicht ein wahrer Schatz? Wie weich die Hand, wie wonnig ihr Lächeln, wie niedlich ihr Fuß, wie stolz und blitzend ihr Blick! Und ihre Stimme! wahrhaftig, da drechsle ich Reden wie Herr von Ronsard . . . Nein, bei der Hölle und dem Paradiese, ich liebe sie nicht, . . . ich muß mich doch selbst kennen! Jetzt wollen wir zusehen, ob die Herren Politischen, die Stutzerchen mit der zarten Haut mich am Leben lassen wollen . . . Es wäre doch unangenehm, so gleich im Beginne des neuen Lebens, in das ich in so merkwürdiger Weise eintrete, aufgehalten zu werden . . . Arme Venezia! . . . welch lieber, reizender Name! Venezia! Ein herrliches Mädchen! Aber woher ist sie? Was thut sie? Wie steht sie zu der Marchesa? — Eine Freundin ist sie wahrscheinlich, . . . gewiß keine Dienerin. Pfui! Solche Ge-

sichter finden sich nur bei großen Damen . . . und sie nimmt ja auch bisweilen ihrer Gefährtin gegenüber einen gebieterischen Ton an! . . . Gewiß ich liebe eine vornehme . . . und das ist schlimm, denn ich bin arm wie der Bearner . . . Wenn ich nur wenigstens den verfluchten Spitzbuben la Gazette packen könnte! . . . Es hilft mir freilich auch nichts, denn die Diamanten gehören dem Könige und ich bin viel zu ehrlich, als daß ich einen einzigen unterschlagen könnte! . . . Und geschworen habe ich nach Paris zu gehen? Da werde ich in ein tüchtiges Wespennest kommen. Pampelonne, guter Freund, laß Dir ein katholisches Schwert in den Leib stoßen, das ist das Klügste, was Du thun kannst . . . Indessen — Paris . . . Venezia . . . der Teufel auch, ich weiß nicht was ich schwatze!«

Unser kecker Gascogner kam unter solchen Selbstgesprächen, die einen Hypochonder hätten zum Lachen bringen können, in der Stadt in seiner Wohnung an. Der Erste, welcher ihm da entgegen trat, war sein Diener.

Siebentes Capitel.

Der Gottesacker von Beaugency.

»Was gibt's? Was hast Du mir zu sagen?« fragte Pampelonne . . . »Man hat nach mir gefragt, nicht wahr?«

»Der Herr Ritter rathet richtig . . . Ich glaube, die ganze Besatzung will Euch einen Besuch machen.«

»Es thut mir leid, daß ich so lange ausgeblieben bin . . . Was hast Du geantwortet?«

»Ich antwortete: der Herr Ritter schläft.«

»Pinsel! Und was sagte man dagegen?«

»Man lachte.«

»Wer?«

»Sechs oder acht Herren, die sehr schön gekleidet waren . . . Katholische . . .«

»Und was thaten Sie?«

»Sie trugen mir auf Euch zu sagen, daß sie bis zehn Uhr früh auf dem Gottesacker der Stadt warten würden . . .«

»Gut . . . Und das ist Alles!«

»Der Eine setzte halblaut hinzu, Ihr könntet geschwind schlafen und es wäre möglich, daß Ihr auch lange schliefet. Das verstand ich aber nicht.«

»Und dann?«

»Dann kam ein anderer Herr, der noch eiliger zu seyn schien als die andern.«

»Was antwortetest Du ihm?«

»Der Herr Ritter schläft.«

»Willst Du mich zu einem Murmelthier machen?«

»Das nicht; da ich aber weiß, daß Ihr seit achtundvierzig Stunden die Augen nicht zugethan habt und Euch etwas Ruhe gönnte, wollte ich die Zudringlichen abhalten.«

»Was that der, welcher zuletzt kam?«

»Er befahl mir Euch auf der Stelle zu wecken.«

»Und? . . .«

»Ich weigerte mich.«

»Dann?«

»Dann gab mir der Herr einen Stoß mit der Faust, daß meine ganze Schulter gewiß blau aussieht. Hat der eine Faust! Er that dann als wollte er selbst zu Euch gehen. Ich ging in euer Zimmer hinein, stieg durch das Fenster hinaus und ließ den Fremden da stehen. Ungeduldig genug scheint er zu seyn.«

»Das ist Clermont,« dachte Pampelonne bei sich; »er war am wenigsten betrunken.«

»Gott vergib mir meine Sünden, da kommt er!«

Der Gascogner ging dem Kommenden entgegen und rief etwa vier Schritte vor ihm:

»Gourdon!«

»Komm her, Du lieber Ueberall und Nirgends.«

Und die beiden Freunde hielten einander lange umfaßt.

»Wahrhaftig, Vicomte, Ihr fallt da ganz zu rechter Zeit aus den Wolken.«

»Warum?«

»Um mir eine kleine Gefälligkeit zu leisten.«

»Von Herzen gern . . . Diese Gefälligkeit . . .«

»Eine Kleinigkeit.«

»Kann ich nicht wenigstens wissen, wie und was?«

»Nein . . . die Ursache ist ein Geheimniß.«

»Immer noch? Nach drei Jahren derselbe! das ist zu arg.«

»Gleichviel; folgt mir nur.«

»Wohin so geschwind?«

»Auf den Gottesacker.«

»Auf den Gottesacker?«

»Ja, es ist ein lustiges Abenteuer.«

»Lieber Pampelonne, ich finde Dich nicht um drei Jahre älter, sondern um drei Jahre jünger wieder.«

»Wer weiß, ich bin vielleicht nach einer Viertelstunde sehr alt.«

»Wie so?«

»Es ist wahrscheinlich, wenigstens sehr wohl möglich, daß ich binnen einer halben Stunde sterbe.«

»Und Du sagst, es wäre ein lustiges Abenteuer?«

»Meiner Ansicht nach gibt es in dieser Welt überhaupt nichts Trauriges.«

»So sey's um den Gottesacker, Tollkopf! Gebe Gott, daß wir deine Narrheit dort begraben.«

»Das wäre vielleicht nicht klug gethan.«

»Wann werde ich einmal mit Dir das letzte Wort behalten! Wann werde ich einmal die Auflösung aller deiner Räthsel finden!«

»Ich bin verschwiegen, Ihr seyd neugierig; ich sehe, daß wir beide in den drei Jahren uns nicht geändert haben und das ist auch ganz gut, denn wir lieben einander doch wie Castor und Pollux, die beiden berühmten Pferdephilister unter den Griechen. Athanase,« setzte der Ritter zu seinem Diener hinzu, »Du bist ja in der Stadt bekannt, geh' voraus und gerade nach dem Gottesacker hin ... Lieber Vicomte, welcher Zufall führt Euch nach Beaugency?«

»Ich langweilte mich gewaltig in der Dauphiné und nahm deshalb Urlaub bei Lesdiguières.«

»Habt Ihr die Erlaubniß des Königs zu dieser Reise?«

»Ach, der Krieg ist in der Dauphiné zu Ende und Niemand, selbst der König nicht, hat das Recht, mich müßig zweihundert Stunden von jedem Schlachtfelde zurückzuhalten. Ich kam allein mit meinen Dienern; ich wußte, daß unsere Gascogner hier wären und da bin ich. Von Rosny und einigen Andern erfuhr ich, Du wärest diese Nacht hier abgestiegen und so kam ich, um Dich aufzusuchen.«

»Ich danke Euch ... Seyd Ihr sehr müde?«

»Ein wenig, um nicht zu sagen sehr.«

»Das ist mir nicht lieb.«

»Warum?«

»Weil ich euer Schwert brauche.«

»Ein Duell?«

»Nein.«

»Was sonst?«

»Zwölf Duelle.«

»Diese Nacht?«

»Augenblicklich.«

Gourdon blieb stehen, drückte Pampelonne die Hand, richtete sich seiner ganzen Länge nach auf und sagte:

»Sechs für Dich, sechs für mich . . . aber ich gestehe doch, daß es viel ist.«

»Nicht wahr, es ist hübsch?«

»Ich bin nicht anderer Meinung, indeß wollen wir sehen . . . Für wen schlägst Du Dich?«

»Für mich; für wen sonst?«

»Das wohl . . . aber wofür?«

»Ich habe Euch es schon gesagt, das ist ein Geheimniß.«

»Daß Dich Gott verderbe oder vielmehr — segne!«

»Ich danke . . . Nur so viel will ich sagen: ich falle aus dem Charakter, denn es gilt eine Herzensangelegenheit.«

»Wie? Du bist verliebt? Du, Pampelonne?«

»Nicht wahr, das betrübt Euch?«

»Nein, es macht mir Freude . . . Du bist also endlich doch auch in die Schlinge gegangen?«

»Wie ein Bär; es ist wahrhaft lächerlich.«

»Und wer hat das Wunder bewirkt?«

»Ein Mädchen.«

»Schöne Antwort!«

»Schöne Frage!«

»Und wir schlagen uns mit . . .«

»Mit allen Günst- und Höflingen Sr. katholischen Valois-Majestät.«

»Hm! dann wird's warm. Diese weibischen Männchen stehen auf der Mensur wie Achilles.«

»So zielen wir nach den Fersen.«

»Da Du nun verliebt bist, Freund, so wollen wir, wenn nicht von deiner stillen geheimnißvollen Liebe, doch von der meinigen sprechen. Mein Herz ist mehr voll von Liebe als je; weißt Du etwas von der Signora Fabiani?«

»Mein Diener bleibt da an der alten Mauer stehen, wir sind also am Ziele und wollen ein anderes Mal von eurer Schönen sprechen.«

Gourdon stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf, folgte aber seinem Freunde und trat nach ihm auf den Gottesacker, wo unsere beiden Gascogner nach wenigen Schritten von sechs Herren begrüßt wurden.

»Wir sind nicht Alle gekommen,« sagte der Marquis von Lansac mit einigem Spott, »weil wir der Meinung waren, so guten Appetit Ihr auch haben möchtet, würdet Ihr uns doch nicht alle Sechs verschlingen.«

»Ihr habt daran doch wohl nicht Recht gethan, Ihr Herren.«

»Meint Ihr?«

»Ich fürchte es.«

»Nun wir wollen zusehen.«

»Sehen wir zu! der Herr Marquis von Lansac steht oben an, wie ich glaube.«

»So ist's; ich bin der Erste, werde aber wohl auch der Letzte seyn.«

»Der Letzte eures Stammes, wie ich nicht zweifle; Ihr müßtet denn Kinder haben.«

Gourdon lachte laut auf über diese Antwort, welche Pampelonne mit der kalten Ironie gab, in der er Meister war.

»Das kommt dem Herrn wohl lächerlich vor?« fragte Graf von Montigny den Vicomte.

»Ich finde es sehr spaßhaft.«

»Und der Herr ist von Adel?«

»So gut wie der Papst, wenn nicht von besserem,« entgegnete Pampelonne.

»Und Ihr heißt?« fragte Montigny weiter.

»Vicomte von Gourdon . . .«

»Ah, ein sehr bekannter Name! . . . Und Ihr seyd der Secundant des Herrn?«

»Er ist mein Secundant, übernimmt aber auch selbst meine Stelle . . . Wir zwei sind eigentlich nur eine Person und Ihr könnt wählen,« sagte Pampelonne.

»So habe ich die Ehre Euch zu begrüßen. Ich bin Graf von Montigny.«

»Und ein ausgezeichneter Hofmann,« entgegnete Gourdon, indem er sein Schwert zog, um dem Beispiele des Grafen zu folgen, der bereits wartete. — »Ein ausgezeichneter Fechter seyd Ihr aber nicht,« setzte er nach kurzer Zeit hinzu, in welcher er mit blitzschneller Gewandtheit den Degen seines Gegners bei Seite gedrängt und ihm seine Waffe mitten in die Brust gestoßen hatte, so daß er sterbend niedersank.

»Sachte, Gourdon!« rief Pampelonne. »Zum Teu-

fel, nicht so rasch, wir haben ja keine so große Eile . . . Ich habe Euch auch noch etwas zu sagen.«

Während die Freunde Montigny's den Gefallenen aufhoben und seine letzten Seufzer empfingen, trat Pampelonne zu Gourdon und sagte zu ihm:

»Wenn ich fallen sollte, werdet Ihr mir die Gefälligkeit erzeigen und mit einem unausgefüllten Passe, den Ihr in der Tasche meines Wammses finden werdet, nach Paris zu gehen und zwar zu der Herzogin von Montpensier. Dort werdet Ihr die Marchesa Fabiani, eure schöne Signora, treffen, die Euch liebt, zweifelt nicht, denn sie will Euch durchaus sehen . . . Das ist nicht Alles, reißet die Augen nur nicht so groß auf . . . Die Marchesa hat eine Freundin, die Venezia heißt. Dieser Venezia, lieber Gourdon, küsset in meinem Namen die Hand und sagt ihr, ich liege nur darum nicht vor ihr auf den Knien, weil der ewige Wächter dieses Gottesackers hier mich nicht fortgelassen hatte . . . Es sind dies zwar nicht viele Worte, aber die Frauen stehen ja in dem Rufe sehr leicht zu begreifen . . .«

»Also Venezia? Ist es möglich, lieber Armand? . . . Du . . . ich, wir beide . . . in die Venetianerinnen verliebt!«

»Wir stehen zu Diensten, Ihr Herren,« sagten gleichzeitig der Marquis von Lansac und der Baron von Chavigny. »Wir versäumen die Zeit und es fällt ein ungesunder Thau.«

»Sehr wahr,« antwortete Pampelonne, »und es ist ein hübsches Wortspiel.«

Dann zog er den Degen, grüßte mit der Klinge und sagte:

»Nun wir beide, Herr von Lansac.«

»Und wir, Herr von Gourdon,« setzte Chavigny hinzu.

Von diesem Augenblicke an sprachen die Kämpfenden und Zeugen nicht mehr, man hörte nichts mehr als das leichte Klingen der Degen, denn die Herren vom Hofe waren eben so gewandt und muthig, würdige Gegner, die wie im Fechtsaale standen.

»Wahrhaftig, Marquis,« sagte endlich doch Pampelonne, »ich gratulire, wenn dies so bleibt, werden wir diese Nacht nicht fertig . . . Ihr scheint fest am Leben zu hängen.«

»Es liegt mir fast so viel daran, als Euch das eurige zu nehmen und wenn ich mich nicht irre, habt Ihr diesmal etwas.«

»Ach . . . könnt Ihr nicht gut sehen? der Mond scheint ja recht hell . . . Ihr fechtet wie ein Anfänger.«

»Es wird besser kommen, fürchtet nicht.«

»A . . . h! Ich habe genug!« rief jetzt Chavigny, der Gegner Gourdon's, indem er sich auf dem Absatz herum drehte, den Degen fallen ließ und auf beide Knie niedersank.

»Ein Anderer!« sagte der Vicomte kalt, indem er die Arme übereinanderschlug.

»Gourdon, Freund, es bezahlt Euch ja Niemand für solche Eile!« fiel Pampelonne ein. »Das ist unanständig, denn Ihr lasset mir nichts übrig.«

Mit diesen Worten streckte er sich seiner ganzen Länge nach vor und versetzte dabei dem Marquis einen furchtbaren Stoß. Das Eisen drang demselben auf der rechten Seite

in die Brust und ragte am Rücken weit hinaus. Lansac stürzte schwer nieder, ohne einen Laut von sich zu geben.

»Zwei Todte und ein Verwundeter,« sagte Clermont. »Können wir fortfahren oder sind die Herren zu müde?«

»Müde? Wenn ich es jemals gewesen, bin ich es jetzt nicht . . . Herr von Clermont, Ihr seyd Nummer vier, nicht wahr?«

»Ich habe das Vergnügen.«

»So wollen wir eilen.«

»Wer hat Lust?« fiel Gourdon mit seinem höhnischen Phlegma ein.

»Ich,« antwortete der Ritter von Saint-Leger.

»Herr, Herr,« sagte der Diener Pampelonne's, der athemlos von der Thür des Gottesackers herbeikam, wo er Wache gehalten hatte.

»Was gibt es?«

»Herr Ritter, man kommt . . . Ich habe Fackeln gesehen.«

»Was geht das uns an? Geh auf deinen Posten, Esel! Der Mond verkriecht sich und einige Fackeln würden uns recht wohl thun, nicht wahr, ihr Herren?«

»Allerdings,« antwortete Clermont.

»Mir ist es einerlei,« meinte Gourdon.

»Oho!« rief der Oberst Crillon, der mit zwei Soldaten mit Fackeln auf den Friedhof trat; »hier scheint man sehr thätig zu seyn . . . Cameraden, die Schwerter nieder!«

»Vier!« sagte Gourdon, indem er sein Schwert emporhielt, nachdem er es dem Gegner zwischen die Rippen gestoßen hatte. »Der Herr wird seinen Theil haben.«

»Das glaube ich,« antwortete Crillon, indem er den Kopf Saint-Leger's emporrichtete. »Er hat nicht fünf Minuten mehr zu leben.«

»Wütherich!« fiel Pampelonne ein. »Hängen will ich mich lieber lassen, als daß ich Euch wieder zum Secundanten nehme oder mit Euch theile ... Ein Metzger seyd Ihr ... ohne alle Courtoisie ... Herr', legt Euch aus ... Ihr seht, daß ich Eile habe,« setzte er ärgerlich gegen seinen Gegner hinzu.

Gourdon lächelte über die Bemerkung seines Freundes und sagte laut:

»Ich stehe zu Diensten; der Platz vor mir ist leer.«

Die Herren vom Hofe sahen einander etwas verlegen an. Die hohe Gestalt des Vicomte, sein blutiges Schwert, seine stolze aber ruhige Haltung, die vier Opfer des entsetzlichen Duells, alles dies in dem röthlichen rauchenden Lichte der Fackeln, mit deren Flamme der Wind spielte, konnte wohl dem Unerschrockensten den Muth benehmen.

Der Marquis von Nogaret trat trotzdem entschlossen vor, um Saint-Leger zu ersetzen und griff nach dem Degen.

»Genug, meine Herren, genug!« rief der Oberst. »Im Namen des Königs befehle ich, die Schwerter ruhen zu lassen.«

»Nicht möglich!« entgegneten alle Anwesenden.

»Ich gestehe selbst, daß es eine ganz hübsche Partie ist,« entgegnete Crillon, »und daß ich bedauere, nicht selbst daran Theil nehmen zu können; aber die Befehle des Königs lauten sehr bestimmt und Ihr werdet gehorchen.«

»Was haben wir zu thun?« fragte Pampelonne, der Clermont eben entwaffnet hatte.

»Ihr habt Euch, Ritter, sofort in das Quartier der Herren von Chatillon und Rosny zu begeben. Der König schickt dreihundert Reiter den Liguisten bei Chartres entgegen und Rosny hat seine Leute schon aufsitzen lassen.«

»Hol der Teufel das Handwerk! Nicht einmal zum Ausruhen hat man Zeit. Meine Herren, ich hoffe, daß Ihr durch das Warten nichts einbüßet.«

»Nach dem Unternehmen,« meinte Crillon, »habt Ihr Zeit genug, alle eure Rechnungen zu ordnen, denn der König hat drei seines Gefolges bezeichnet, die mit Chatillon ziehen sollen.«

»Das ist väterlich gesinnt.«

»Also, Lansac, wo seyd Ihr?«

»Todt!«

»Das ist schlimm . . . So zählen wir einen tapferen Degen weniger. Und Chavigny ist auch todt?«

»So gut als todt,« antwortete der Verwundete mit fast erloschener Stimme; »darüber läßt sich nicht streiten. Wenn ich an dem Stiche nicht sterbe, müßte ich vor Kummer vergehen.«

»Wo ist Graf von Montigny?« fuhr Crillon fort. »Ich sehe ihn nicht.«

»Todt.«

»Hat man denn alles todt gemacht?« fragte der Oberst stirnrunzelnd.

»So viel als wir vermochten, wie Ihr sehet,« antwortete Pampelonne, »und wenn wir noch ein Viertelstündchen übrig hätten . . .«

»Mein lieber Clermont,« fiel Crillon ein, »Ihr waret der dritte Herr, welcher auf Befehl des Königs den

Bearner begleiten sollte; Ihr seyd jetzt allein noch übrig, . . . macht Euch also schnell bereit.«

»Da wir das Unternehmen mit einander machen,« sagte Clermont zu Pampelonne, »so können wir unsere Partie verschieben . . .«

»Ich sehe darin kein Hinderniß . . . Ihr werdet mich jederzeit frisch und aufgelegt finden, nachdem wir die Liguisten gejagt haben. Und nun, Freund Gourdon, vorwärts!«

»Wenn der Herr nicht mitreiten muß,« sagte einer der Höflinge zu Gourdon, »so drängt uns nichts, den Gottesacker jetzt schon zu verlassen . . .«

»Der Vicomte von Gourdon ist mein Schatten oder ich bin vielmehr der Schatten des Vicomte,« antwortete Pampelonne; »wohin er geht, gehe ich mit, wohin ich gehe, geht er. Nichtsdestoweniger glaubt mir, daß wir wieder uns einfinden und daß wir Euch bei der ersten Waffenruhe Revanche bieten werden, die Ihr sehr zu bedürfen scheint.«

»Nicht zu lange geschwatzt,« gebot Crillon. »Die Zeit vergeht.«

Gourdon und Pampelonne grüßten die Katholischen und verließen den Friedhof mit Crillon, Clermont und Pampelonne's Diener. Die beiden Freunde begaben sich in ihre Wohnung, stiegen zu Pferd und holten die Schaar Chatillon's einige hundert Schritte vom Lager ein, das sie verlassen hatte. Lange aber blieben sie bei dem Nachtrabe, um ungestörter mit einander plaudern zu können.

»Ich sehe, daß wir die Reise nach Paris mit einander machen werden,« sagte Gourdon.

»Wahrscheinlich, aber erst müssen wir die Liguisten schlagen und das dürfte eine schlechte Empfehlung bei der Herzogin von Montpensier seyn.«

»Du weißt Dich ja aus schlimmen Abenteuern herauszuwickeln. Und was wagen wir im Ganzen?«

»Geviertheilt, gehangen, geköpft, verbrannt zu werden, was weiß ich? Man hat bei unsern Gegnern eine wunderbar große Auswahl unter solchem Zeitvertreibe.«

»Gleichviel; ich gehe nach Paris und wenn ich lebendig geschunden werden sollte. Du, Pampelonne?«

»Ich würde diese Reise nicht aufgeben für die Krone von Frankreich und Navarra. Was würde meine schöne Venezia von mir denken!«

»Pampelonne, ich habe noch eine Frage an Dich zu richten.«

»Darüber wundere ich mich gar nicht; denn Ihr seyd die Neugierde selbst.«

»Ich wage es nur nicht sie auszusprechen, weil ich schon weiß, was Du mir darauf antwortest.«

»In diesem Falle wird allerdings die Frage überflüssig.«

»Willst Du ein einziges Mal in deinem Leben ernsthaft und liebenswürdig seyn?«

»Ernsthaft? Niemals. Liebenswürdig? Immer.«

»Wirst Du Dich noch immer hinter deinen Geheimnissen verschanzen?«

»Ich merke schon wohinaus es geht, Verliebter!«

»Wo und wann hast Du die Venetianerin gesehen?«

»In Beaugency und am heutigen Tage oder vielmehr in heutiger Nacht.«

»In heutiger Nacht?«

»Ihr traft mich, als ich eben von ihnen Abschied genommen hatte.«

»Und das hast Du mir nicht früher gesagt?«

»Ich hütete mich wohl! Ich brauchte Euch zu nöthig.«

»Und ihretwegen hast Du alle die Duelle gehabt, nicht wahr?«

»Ja, ihretwegen.«

»Weshalb?« fragte Gourdon erbebend und Pampelonne erzählte, was in dem Speisesaal Heinrichs **III.** vorgegangen war.

»Leichtsinniger Mensch, schlechter Freund, Du hast mich da um eine Gelegenheit gebracht, die sich gewiß nie wieder findet. — Die Gelegenheit, die Marchesa zu sehen, sie zu schützen und ihr die noch blutenden Wunden meines Herzens zu zeigen . . . Hätte ich alles das gewußt, die kecken Herrchen hätten schwer büßen sollen.«

»Nun, ich denke, Ihr hättet es nicht fehlen lassen . . . Zwei Todte und ein Verwundeter!«

»Keinen Einzigen hätte ich davon kommen lassen . . . Aber welcher Zufall hat die Marchesa und Venezia zu dem Könige geführt?«

»Das vermag ich nicht zu errathen.«

»Du bist nicht offen; . . . es steckt ein Geheimniß dahinter.«

»Um so besser. Die Geheimnisse sind die Poesie im Leben.«

»Wie erklärst Du die fortwährenden Reisen der Marchesa?«

»Ich erkläre sie gar nicht . . . Warum auch!«

»Findest Du sie nicht seltsam?«

»Wir werden gelegentlich die Ursache erfahren ... Seyd Ihr vielleicht gar eifersüchtig?«

»Die Eifersucht ist oftmals eine Beleidigung, indeß ...«

»Lieber Freund, eine ewige Dummheit bleibt bei den Verliebten doch die Sucht, in allem, was sie beunruhiget, etwas Verdächtiges zu sehen ... Vertrauen wir dem Zufalle und gehen wir gerade aus. Wißt Ihr übrigens, wie Venezia eigentlich zu der Marchesa steht?«

»Venezia liebt die Marchesa wie sie ihre Mutter lieben würde, die Marchesa liebt Venezia wie etwa eine Tochter, — weiter weiß ich nichts.«

»Und für den Augenblick genügt mir das ... da macht die Spitze unserer Colonne Halt ... Wir wollen zu Chatillon reiten, um zu erfahren, wie er uns zu verwenden gedenkt.«

Gourdon und Pampelonne setzten ihre Pferde in Galopp, um zu dem Kreise der calvinistischen Offiziere zu gelangen, welche Kriegsrath hielten.

Achtes Capitel.

Die Flucht.

Die Reiter Chatillon's hatten in der Gegend von Meung Halt gemacht und die Führer waren in einen Kreis zusammengetreten, um über die Marschordnung und die einzuschlagende Richtung sich zu berathen. Gourdon und Pampelonne erschienen in diesem Kreise.

»Da Ihr hier seyd, Vicomte,« sagte Chatillon zu Gourdon, »so überlasse ich Euch das Commando und übernehme selbst die Stellung, die Ihr mir anweisen wollet, denn Ihr könnt hier nicht untergeordnet seyn.«

»Ich bin nur Freiwilliger hier und schätze mich glücklich dem großen Admirale zu gehorchen. Auch bin ich gewissermaßen als Contrebande hier; haltet also immerhin Rath, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen. Ich verlange weiter nichts als neben meinem Freunde Pampelonne zu kämpfen.«

»Nun, Ritter, Ihr habt die Gegend durchreiset, sprecht zuerst eure Ansicht aus. Der König will, daß wir in der Umgegend von Chartres manövriren, um ein Reitercorps zu finden und zu vernichten, das unsere Verbindungen unterbricht und unsere Lebensmittelsendungen wegnimmt. Was wisset Ihr von dem Feinde?«

»Nichts,« antwortete Pampelonne, »aber wir müssen bald von ihm hören, denn die Ebene bis Paris ist mit Marodeurs bedeckt, die aus der Erde herauszuwachsen scheinen. Meine Meinung ist also die, gerade nach Bonneval zu reiten. Unsere Leute und Pferde sind frisch; die zwölf Stunden bis zu jenem Orte werden bald zurück gelegt seyn und ich wette, daß wir die Liguisten überrumpeln, statt von ihnen überrumpelt zu werden.«

»Ich stimme bei,« sagte Gourdon.

»Und die andern Herren?« fragte Chatillon.

»Der Rath ist gut,« antwortete der Baron von Rosny.

»So wollen wir ihn befolgen ... Herr von Clermont, Ihr seyd hier der einzige Vertreter der katholischen Partei oder vielmehr des Hofes Sr. Majestät Heinrichs III.; ich weise

Euch keine besondere Stellung an; Ihr werdet da seyn, wohin euer Muth Euch führt.«

»Ich bitte um die Vergünstigung, Herrn von Pampelonne nicht verlassen zu dürfen.«

»Wie es Euch beliebt. Ritter, übernehmt den Befehl über den Vortrab und nun, Ihr Herren, vorwärts nach Bonneval, ohne Ruh und Rast.«

Der Kreis löste sich auf und Jeder begab sich auf seinen Posten. Die Calvinisten brachen in der größten Ordnung und in tiefer Stille auf.

»Lieber Vicomte,« fragte Pampelonne, »an welchem Tage habt Ihr das letzte Mal gegessen, in welcher Nacht das letzte Mal geschlafen?«

»Seit zwanzig Stunden habe ich nichts gegessen, seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen . . . Und Du?«

»Seit sechsunddreißig Stunden habe ich nichts gegessen und seit achtundvierzig bin ich im Sattel oder auf den Beinen . . . Mein Magen erhebt deshalb auch gewaltiges revolutionäres Gemurre.«

»Meine Herren,« fiel Clermont ein, der, in seinen Mantel gehüllt, einige Schritte von den beiden Freunden ritt, »ich kann Euch ein paar Schlucke anbieten, die Euch stärken dürften . . . Ihr werdet mir's glauben, daß es mir höchst unangenehm wäre, müßte ich Euch verhungern und verdürsten sehen.«

»Ich will euer Anerbieten nicht ablehnen,« antwortete Pampelonne, »es scheint aber aus sehr selbstsüchtigen Zwecken hervorgegangen zu seyn.«

»Das gestehe ich; es ist aber dennoch gut gemeint.«

»Ich glaube das . . . Wir gehören einander gegenseitig an, bis wir unsern Streit ausgemacht haben, und

wenn ich verhungerte, würdet Ihr über meinen Tod trostlos seyn, da Ihr allein den Anspruch und das Recht habt mich aus dem Leben hinaus zu befördern. Habe ich nicht Recht?«

»Vollkommen.«

»So trink ich denn und nicht auf eure Gesundheit, sondern auf die meinige und die meines Freundes Gourdon.«

»Ich finde das ganz in der Ordnung.«

»Nun, Gourdon, lieber Freund, schneidet keine Gesichter, sondern trinkt wie ich aus der Flasche unseres Feindes; das bringt uns Glück.«

»Nein,« antwortete der Vicomte leise; »ich würde gegen die Achtung zu sündigen glauben, die der Marchesa . . .«

»So geschehe euer Wille, aber Ihr seyd wahrhaftig mehr Feind als ich . . . Da ist eure Flasche zurück, Herr von Clermont; ich habe nicht viel genommen, weil ich glaube, dieses Elixir dürfte Euch noch von großem Nutzen seyn . . . Gott verzeihe mir, ich glaube, es bringt einen Todten wieder zum Leben . . .«

»In diesem Falle werde ich es für Euch aufbewahren.«

»Man kann nicht geistreicher antworten . . . He, Laprairie,« setzte der Gascogner hinzu, indem er sich an den Hugenotten-Unteroffizier wendete, den wir schon kennen und der hinter ihm ritt. »Hast Du gar nichts Nahrhaftes bei Dir? Suche einmal nach. Ein alter Reiter wie Du vergißt die Lebensmittel nicht.«

»Ihr trefft es schlecht, Capitän.«

»Du hast nichts, gar nichts?«

»Nichts als ein garstiges Beest von einem Vogel, der nur halb gebraten oder vielmehr verbrannt ist.«

»Ein Huhn? Her damit und wäre es so zäh wie der Hahn lächerlichen Andenkens, den wir bei Orleans vor drei Jahren mit einander verzehrten.«

»Capitän, es ist nicht minder zäh und, wie ich glaube, noch älter als jener Hahn war.«

»Laprairie,« entgegnete Pampelonne, als er das Huhn in Empfang genommen, »das ist gar kein Huhn, sondern eine Elster.«

»Daß Ihr Euch da irrt, Capitän, kann ich beschwören, denn ich habe die alte Henne selbst gerupft. Loben will ich sie freilich nicht. Wollet Ihr Zwieback statt des Brotes, so werde ich wohl noch zwei Stück finden, die seit acht Tagen in meinem Schnappsacke da herumhüpfen.«

»Wenn man Dir einmal eine Statue errichten sollte, Laprairie,« entgegnete Pampelonne lächelnd, »so kann man die der Vorsehung copiren ... Gib mir deine zwei Stücke Zwieback und nun, lieber Vicomte, wollen wir unser Abend-, Mittag- und Morgenbrot auf einmal verzehren ... Nehmt Ihr die Gliedmaßen; ich behalte das Gerippe.«

Nach einer halben Stunde sagte Gourdon zu seinem Freunde:

»Das wäre nun das Essen gewesen; nun aber der Schlaf.«

»Ein gutes Bett wäre in diesem Augenblicke Wollust,« entgegnete Pampelonne.

»Mir ist es, als hätte ich in zwanzig Jahren nicht geschlafen ... Jedes meiner Augenlider ist hundert Pfund schwer.«

»Warum schlaft Ihr nicht, Ihr Herren?« fragte Clermont.

»Das ist leicht gefragt,« meinte Gourdon.

»Ich sehe nicht, was Euch hindern könnte. Wenn man schläfrig ist, schläft man und wenn man schlafen will, macht man die Augen zu . . . Es kann nichts leichter seyn.«

»Ihr würdet also für mich wachen und die Truppen führen?« fragte der Gascogner.

»Ich verspreche es . . . Ihr müßt doch etwas ausruhen, um frisch auf die Liguisten losschlagen zu können . . . Wenn Ihr so müde wie Ihr seyd angreifen wolltet, würdet Ihr leicht überwunden werden.«

»Ihr sprecht außerordentlich verständig, geehrter Herr Feind, und ich erkenne, daß Ihr großen Antheil an uns nehmt. Rechnet aber auch auf unsere Erkenntlichkeit. Ich will geviertheilt werden, wenn Ihr Schmerz von dem Degenstoße habt, mit dem ich Euch in die andere Welt zu spediren gedenke.«

»Ihr seyd außerordentlich gütig und ich werde mich bemühen Euch nachzueifern.«

»Ich trete Euch also auf eine Stunde oder ein paar das Commando ab.«

»Bis zu eurem Erwachen... Schlaft ganz nach Belieben und Bedürfniß.«

»Was meint Ihr, Gourdon, wollen wir schlafen?«

»Ja.«

»So wünsche ich Euch eine gute Nacht, Herr von Clermont . . . Bleibt nur immer auf der Straße nach Bonneval.«

»Gute Nacht!«

Gourdon und Pampelonne, die außerordentlich er-

schöpft waren, hüllten sich in ihre Mäntel, ließen die Zügel auf den Hals ihrer Pferde fallen und versanken bald in den Halbschlummer, den alle Soldaten kennen und hassen; aber für so kräftige Männer war auch ein halber Schlaf mehr als hinreichend. Sie waren das ruhelose Lagerleben gewöhnt, gestählt gegen jede Witterung, gegen Hunger und Durst, mit den größten Gefahren vertraut, wie alle diese Gefährten des Bearners, die durch ihre Aufopferung, ihre Kühnheit und Ausdauer ihren unerschrockenen und klugen Führer von dem Schlosse Nerac in den Louvre und von dem Throne Navarra's auf den Thron Frankreichs führten.

Höchst auffallend war der Unterschied zwischen den Hugenotten und den andern Truppen, die damals in Frankreich für den Valois oder für die Ligue kämpften. Das Heer Heinrichs **III.** war mit mehr Luxus als kriegerischer Einfachheit gekleidet; seine Offiziere blitzten von Gold und Flitterkram, trugen herrliche damascirte Waffen, ritten Paradepferde und dachten in den Cantonnements, in denen es von gefälligen Weibern wimmelte, mehr an ihre Vergnügungen als an militärische Uebungen. Die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, womit sie nach dem Beispiele des Hofes ihre Pflichten erfüllten, führten Mangel an Kriegszucht herbei und sie besaßen keine andere gute Eigenschaft als den Muth und der Muth liegt in dem französischen Blute.

Die Liguisten hatten begeisterte Truppen; da sie aber massenweise zusammengerafft, eilig eingeübt und von unerfahrnen Führern oft schlecht geführt wurden, so bildeten sie eine wenig gleichartige Masse, die mehr zahlreich als imposant war. Die Reiter, die aus Deutschland kamen bald zu Heinrich **III.**, bald zu Mayenne, standen zwar unter strenger Zucht, ließen sich aber leicht durch die Plünderungslust

hinreißen und verwüsteten das Land grauenhaft, zumal da es oft am Gelde fehlte sie zu bezahlen.

Das Heer des Königs von Navarra dagegen zeichnete sich durch seine kühnen Siege, seine Menschlichkeit, seine regelmäßige Mannszucht, seine Geduld und namentlich durch sein Vertrauen auf die Zukunft des großen Mannes aus, der an der Spitze stand. Alle Regimenter unter berühmten Führern, Chatillon, Thouars, Turenne, Rosny, Gourdon, d'Aubigné wetteiferten an Hingebung und Tapferkeit. Wenn diese alten Schaaren sich aufstellten, die meist unter Coligny gefochten und alle bei Coutras gesiegt hatten, machten sie einen zauberhaften Eindruck und schon ihr Erscheinen entschied den Sieg; die Reiter waren wie an ihre Sättel genietet; das Fußvolk hatte unermüdliche Beine; die eisernen Männer legten ihre Rüstung kaum jemals ab und ihr Haar war unter dem Helm ergraut. Man nannte sie die Büffel, weil ihre Wämmser weder von Seide noch von Sammet, sondern von in Pulverdampf geschwärztem Büffelleder waren, aber auch weil ihr Angriff furchtbar und ihre Tapferkeit blind war.

Die Colonne, welche Clermont seit zwei Stunden führte, war bis dahin auf nichts Ungewöhnliches gestoßen. Der Tag begann zu grauen, die Hähne krähten in den Dörfern und in den Gebüschen erwachten die Vögel.

»Heda, Herr von Pampelonne, Herr Ritter!« rief Clermont, indem er den Gascogner am Arme schüttelte.

»Na! da bin ich . . . Was gibt's? Greifen wir an?« fragte Pampelonne, indem er sich die Augen rieb.

»Wie habt Ihr die Nacht verbracht?«

»Recht gut, und wenn Ihr mich nur weckt, um mich dies zu fragen . . .«

»Ich bin höflich, Herr Ritter, und fange das Gespräch an, wie ich es anfangen muß.«

»Wie es Euch beliebt; . . . aber wie endiget Ihr es?«

»Ich habe sehr gute Augen und habe eine dunkle Masse bemerkt, die sich hinter jenes Wäldchen zurückgezogen . . . da, etwa hundert Schritte rechts.«

»Schönen Dank! Dreißig der am besten Berittenen zu mir!« sagte Pampelonne leise. »Und vor Allem keinen Lärm . . . Herr von Clermont, reitet mit fünfzehn Mann links, ich will mit den fünfzehn andern rechts reiten, so daß wir das Wäldchen umzingeln . . . Ihr andern haltet hier.«

»Weckt Ihr den Vicomte nicht?«

»Wozu? Er schläft so gut . . . es wäre Schade.«

»Ja, und es ist auch der Ersparniß wegen.«

»Wie so?«

»Nun, wenn es vielleicht gefährlich dort ist, wohin wir reiten und Ihr etwa gar das Leben einbüßt, so bleibt mir doch immer noch Gourdon und ich verliere nicht Alles.«

»Der verfluchte Kerl,« murmelte Pampelonne vor sich hin, indem er mit seiner kleinen Schaar fortritt, »hat entsetzliche Angst, doch am Ende mit dem Leben davon zu kommen.«

Nach zehn Minuten kamen die dreißig Reiter zu ihren Cameraden zurück . . . Sie hatten ein Dutzend Schützen entwaffnet, die von einem Liguistencorps auf Recognoscirung ausgeschickt worden waren.

Gourdon, dem es endlich auch gelang die schweren Augenlider emporzuheben, erzürnte sich im Ernst gegen

Pampelonne, weil er ihn nicht mitgenommen. Clermont indeß versöhnte die beiden Freunde wieder. Pampelonne brachte seine Gefangenen zu Chatillon und da sie meldeten, daß eine Schwadron von vierhundert Mann unter dem Grafen von Saveuse etwa eine Stunde weit nach Bonneval halte, setzten sich die Calvinisten in Trab, um sie zu erreichen, hielten sich aber in den Thälern, um nicht bemerkt zu werden.

Saveuse hatte indeß durch seine Spione erfahren, daß Chatillon ausgerückt sey und kam ihm mit gleicher Vorsicht und in guter Ordnung entgegen, so daß die beiden Reiterhaufen hinter einem hohen Berge plötzlich vor einander waren, etwa hundert Schritte von einander.

Wie auf ein Commando machten sie Halt und es war ein schönes Schauspiel, einer jener Augenblicke, die den Reiz des Kriegslebens ausmachen, weil sie die ganze Poesie dieses abenteuerlichen Lebens in sich fassen.

Alle Herzen schlugen, nicht aus Furcht, sondern aus fieberhafter Ungeduld. Der Tod entfaltete und schüttelte seine breiten Flügel über allen diesen Männern voll Kraft und Muth, die wohl zumeist nur noch wenige Augenblicke zu leben hatten. Die Reiter rückten dichter aneinander, setzten sich fester im Sattel und in den Steigbügeln, musterten mit raschem Blicke ihre Waffen und bereiteten sich so zu dem schrecklichen Kampfe vor, wie eine Cokette, die den Geliebten kommen hört, die letzte Nadel steckt, die letzte Blume anbringt, noch einen lächelnden Blick in den Spiegel wirft.

Die Pferde der beiden Parteien scharrten mit den Hufen, als wenn sie die Ungeduld ihrer Reiter begriffen und theilten; sie zogen die Lungen voll von Luft und stießen

sie schnaubend wieder aus; die meisten kauten an dem Gebiß, das sie zurückhielt, und bedeckten es mit weißem Schaume.

»Habt Ihr Zündkraut auf euren Pistolen, Herr von Gourdon?« fragte Clermont, indem er mit dem flachen Säbel den Hals seines Pferdes schmeichelnd klopfte.

Gourdon verschmähte es darauf eine Antwort zu geben.

»Herr von Pampelonne,« fuhr der Hofmann mit liebenswürdiger Zudringlichkeit fort, »seht Euch vor, daß euer Sattel sich nicht herumdreht; schnallt lieber etwas fester.«

»Mein Gott, Herr von Clermont, bekümmert Euch doch um eure Angelegenheiten,« antwortete der Gascogner lebhaft. »Was liegt Euch daran, ob mein Sattel fest liegt oder nicht?«

»Daran liegt mir sehr viel; um hunderttausend Thaler möchte ich nicht, daß Euch ein Unglück geschähe.«

»Immer dasselbe. Das wird langweilig.«

»Immer höflich, mein Herr; das ist mein Steckenpferd.«

»Nun, nach der Serenade wollen wir unsere Rechnung ausgleichen; eure Höflichkeit wird mir lästig.«

»Ich nehme Euch beim Worte, Ritter; nach der Serenade.«

Die Liguisten waren vierhundert Mann stark, wie es die Gefangenen gesagt hatten, und auserlesene Leute, unter denen sich mehre Adelige befanden, wie Saveuse, Lorge von Montgomery, Maintenon, d'Allonville und Andere. Sie waren in guter Ordnung aufgestellt und schienen

großen Muth zu haben. Chatillon, Rosny, Gourdon und Pampelonne trafen eilig ihre Anordnungen und sie waren damit kaum zu Ende gekommen, als sich der Feind in Bewegung setzte. Die Trompeten der beiden Parteien bliesen zum Angriffe, und die Reiter jagten einander entgegen. Der erste Zusammenstoß war entsetzlich. Ein dumpfes schauerliches Getöse hallte durch das Thal und das Gras wurde bald mit gefallenen Pferden und abgesetzten Reitern bedeckt.

Gourdon, welcher die Kampfart von Lesdiguières aus der Dauphiné mitbrachte, hatte die Lanze verschmäht, bediente sich nur seines schweren Schwertes und brachte bald eine weite Oeffnung in die Angreifenden, unter denen jeder seiner Hiebe einen Mann niederstreckte.

Pampelonne hatte sich einen Offizier in glänzender Uniform ausersehen, dessen Helm und Harnisch in der Sonne blitzten, dessen Helmbusch wehte und welcher der feindliche Führer zu seyn schien.

Das Schwert des Gascogners wurde gewandt parirt, so daß der Hieb nicht traf und als Pampelonne sich herumdrehte, um den Angriff zu erneuern, stürzte das Pferd des Liguisten, ein hoher feuriger Hengst, auf ihn, bäumte sich und packte das Pferd Pampelonne's mit den Zähnen bis es dasselbe niedergedrückt hatte.

Da sprang Clermont aus dem Sattel und machte den Gascogner frei, so daß er sich wieder aufsetzen konnte.

Der Liguist hatte merkwürdiger Weise diese Episode in dem großen Tumulte betrachtet, ohne sie für sich zu benutzen; es wäre ihm ein Leichtes gewesen den unter dem Pferde liegenden Gegner zu tödten oder wenigstens gefangen

zu nehmen. Er begnügte sich indeß ihm zuzusehen und sein Schwert hielt sich friedlich auf der Defensive.

»Schönsten Dank,« sagte Pampelonne zu Clermont, indem er sich wieder in den Sattel schwang. »Ich habe ein gutes Gedächtniß für die Gefälligkeiten und Dienste, die man mir leistet. Wo ist der, welcher mich so zugerichtet hat?«

»Hier, Ritter, aber vergesset Euch nicht und bedenkt, daß Ihr mir angehört.«

»Ich will nicht mehr Pampelonne heißen,« antwortete der Gascogner zornig, »wenn ich mich nicht räche.«

Und er schoß eines der Pistolen nach dem Liguisten ab, der sein Pferd zur Seite springen ließ und sich dann im Sattel wohlerhalten hoch aufrichtete.

»Bist Du ein Schwarzkünstler, Schnapphahn?« rief der Ritter aus, während er mit dem Schwerte angriff.

»Da Ihr der Herr von Pampelonne seyd,« antwortete der Liguist, der mit bewundernswürdiger Ruhe und Gewandtheit parirte, »so erlaubt, daß ich Euch mein Compliment mache.«

»Wer seyd Ihr?« fragte der Gascogner, den diese Anrede zurückhielt.

»Per Bacco, mein werther Freund, ich bin der Marchese Fabio Fabiani glücklichen Andenkens.«

»La Gazette! Dieb Du, Fresser Du, habe ich Dich endlich? Warte!«

Der Angriff begann auf das Lebhafteste.

»Seht Euch vor, werther Herr, Ihr werdet gebissen werden; mein Pferd hat den Teufel im Leibe . . . Da! Seht es wohl, daß es beißt und ausschlägt. Es ist das ein garstiger Fehler von ihm.«

»Du hast den Teufel im Leibe . . . Heraus mit der Plempe!« schrie Pampelonne, dem es mit großer Mühe und durch Püffe mit dem Schwertgriffe gelang das Pferd la Gazette's, das ihn an einem Beine gepackt hatte, zum Loslassen zu bewegen.

La Gazette gab seinem Pferde beide Sporen und sprengte in das dichteste Gedränge hinein, ohne aber seine Kampfart zu ändern. Sein Pferd allein kämpfte für ihn und zwar so hitzig, daß es überall Platz machte.

»Heilige Jungfrau,« murmelte der Normann, als er sich entfernte, »wenn ich mich nicht so thöricht gegen die Marchesa verpflichtet, hätte ich dem kleinen Gascogner den Degenstich aus Venedig mit Zinsen zurückgeben können!«

»Feige Memme!« rief Pampelonne aus und er verfolgte la Gazette.

In diesem Augenblicke war das Gefecht so hitzig, daß die beiden feindlichen Reiterhaufen ein Gewirr ausmachten.

Die Königlichen hatten bedeutende Verluste erlitten. Rosny hatte sein Pferd verloren und Chatillon war verwundet; die Ueberzahl schien den Sieg über den Muth davon tragen zu müssen. Gourdon, Pampelonne und Clermont führten ihre Schwadron wohl fünfmal nach einander zum Angriffe.

Gourdon war mit Blut und Staub bedeckt, als Pampelonne zu ihm kam und sagte:

»Vicomte, Du siehst dort — ich kann wahrhaftig nicht mehr »Ihr« zu Dir sagen — Du siehst dort den rothen Helmbusch, den Rappen und den seltsamen Reiter, der nicht einen Hieb austheilt, aber alle parirt.«

»Ja.«

»Er ist der Normann, der fragliche la Gazette.«

»Wirklich?«

»Gewiß . . . Wir müssen ihn entwaffnen . . . ja nicht tödten; sein Lösegeld sollen die zehn Millionen seyn.«

»So folge mir.«

»Meine Herren, keine Unvorsichtigkeit!« rief Clermont dazwischen. »Vergeßt mich nicht.«

»Geht zum Teufel!« entgegnete Pampelonne. »Ihr seyd wahrhaftig zu langweilig.«

Clermont hatte nicht Zeit zu antworten, denn er wurde durch den Grafen von Saveuse, seinen persönlichen Feind, angegriffen. Die Rüstung des Grafen war durchlöchert, an mehren Stellen gebrochen, fast überall voll Beulen, aber seine verblendete Kühnheit trieb ihn fortwährend zu den verzweifeltsten Kämpfen. Er hatte Clermont erkannt, der mit unbedecktem Gesichte in dem Gefechte erschien und stürzte sich wüthend auf diesen Höfling, den er eben so verachtete wie Heinrich **III.** selbst.

Es waren zwei einander würdige Gegner, weshalb der Kampf auch hitzig und von langer Dauer war. Endlich stieß Clermont dem Grafen seinen Degen in das Gesicht und zog ihn blutend zurück. Saveuse stürzte auf das Kreuz seines Pferdes zurück, das sofort durchging.

Darauf eilte Clermont zu Pampelonne und Gourdon, die la Gazette buchstäblich und regelrecht belagerten.

Der Normann befand sich mit einigen der Seinigen in der Mitte eines von Gourdon, Pampelonne, Laprairie und einem Dutzend Hugenotten gebildeten Kreises, parirte die gewandtesten Hiebe und Stöße und ließ andere auf seine Rüstung fallen, die wie ein Ambos klang.

Von Zeit zu Zeit feuerte er sein Pferd durch den Zuruf an: »drauf, Pompejus!« und das edle Thier stürzte sich dann auf die, welche seinen Herrn am meisten bedrängten, griff sie an wie ein Tiger eine Heerde Büffel, biß, schlug aus, bäumte sich, warf alles nieder und wieherte dabei.

»Was sagst Du dazu, Vicomte?« fragte Pampelonne Gourdon. »Haben wir da den Teufel nicht selbst vor uns?«

»Ich habe niemals einen so festen Harnisch, niemals ein so muthiges Pferd oder einen so merkwürdigen Soldaten gesehen.«

»Meine Herren,« sagte Clermont zu Pampelonne und Gourdon, »der Graf von Saveuse ist durch mich gefallen, aber unser linker Flügel fast geworfen und wenn wir den da nicht aus dem Sattel werfen, werden wir geschlagen.«

»Recht gut, aber der Reiter da ist ein Thurm auf einem Walle und Niemand kann an ihn hinan.«

»Laßt mich handeln. Greift ihn beide von vorn an und verliert ihn nicht aus den Augen.«

Nach diesen Worten entfernte sich Clermont, näherte sich aber dem Normann von hinten, während Pampelonne und Gourdon von vorn angriffen, stieg auf den Sattel seines Pferdes, schwang sich von da leicht wie ein Falke auf das Pferd la Gazette's hinter diesen und umfaßte ihn mit beiden Armen.

»Donnerwetter!« rief der Gascogner aus. »Warum bin ich nicht auf diesen Einfall gekommen!«

Der Normann war überrascht, widerstand dem Angriffe aber unerschüttert wie eine Mauer und drückte die Schenkel mit Macht an sein Pferd, das erst furchtbar hinten aus-

schlug, dann fast kerzengerade emporstieg; aber Clermont war jung, gewandt und leicht und rührte sich nicht auf dem Rücken des Pferdes.

»Haltet fest! Haltet fest!« rief ihm Pampelonne zu. »Freunde, er kann uns nicht entgehen; wir fangen ihn lebendig.«

In diesem Augenblicke jagte das Pferd des Grafen von Saveuse in gestrecktem Galopp an der Gruppe vorbei und der Graf, der sich mit einem Rest von Kraft am Sattelbogen festgehalten hatte, stürzte sterbend herunter.

»Saveuse ist todt!« rief da la Gazette. »Kinder, rettet Euch!« dabei gab er seinem Pferde mit Macht die Sporen, setzte mit einem ungeheuren Sprunge aus dem Kreise hinaus, der ihn einschloß, ließ den Zügel nach, bog sich nach vorne, jagte wie ein Pfeil davon und nahm Clermont mit sich, der nun sein Gefangener war.

Das war das Zeichen zur Flucht der Liguisten, die auf allen Punkten geschlagen wurden. Pampelonne und Gourdon verfolgten wohl la Gazette, aber sie vermochten nicht ihn einzuholen. Die Pflicht gebot ihnen zu ihren Truppen zurückzukehren, die sonst ohne Führer gewesen wären und sich tief in Feindes Lande befanden.

Der Graf von Saveuse weigerte sich seine zahlreichen Wunden verbinden zu lassen. Er riß sogar die Verbände ab, die man gegen seinen Willen angelegt hatte. Die Scham besiegt worden zu seyn und der wahrhaft wüthende Haß, den er gegen Heinrich **III.**, dessen Hof und alle Königlichen empfand, brachten bald das heftigste Wundfieber herbei und er starb mit den Worten: »Es lebe die Ligue! Tod dem Valois!«

»Wenn Mayenne nur tausend Mann hat wie Sa-

veuse und la Gazette," sagte Gourdon zu seinem Freunde, "werden wir sobald noch nicht im Louvre seyn."

"Vergiß nicht, daß wir binnen weniger als acht Tagen dort seyn müssen, wenn wir die Venetianerinnen nicht gegen uns erzürnen wollen."

"Nein, ich vergesse es nicht, . . . werden wir aber so glücklich seyn?"

"Das Glück kommt ohne daß man es denkt, . . . wie wir es an dem armen Clermont sehen . . . Hätte ich seinen Einfall gehabt, so ritte ich jetzt bequem hinten auf dem prächtigen Pferde nach Paris, hielte den Spitzbuben la Gazette mit beiden Händen fest und sähe also zwei meiner größten Wünsche auf einmal erfüllt — Venezia wieder zu sehen und wieder zu . . . Da hätte ich Dir beinahe alle meine Geheimnisse mitgetheilt . . . Vicomte, wir wollen die Todten begraben, die Verwundeten aufheben und nach Gergeau aufbrechen, wo uns der König von Navarra erwartet. Dort berathen wir uns über das Weitere."

Neuntes Capitel.

La Gazette als großer Herr.

La Gazette war zu gewandt und zu kräftig, um sich durch den muthigen Reiter bügellos machen zu lassen, den er hinter sich hatte. Die Sätze und der Galopp des Pferdes machten dagegen dem Herrn von Clermont viel zu schaffen, der, um auf seinem selbstgewählten Posten zu bleiben, sich mit beiden Händen an den Normann anklammern mußte. Als sie das Schlachtfeld hinter sich hatten, faßte la Ga=

zette mit der einen Hand einen Arm Clermont's und er drückte mit seiner Eisenfaust so gewaltig, daß der zarte Hofmann den Arm nicht rühren konnte.

Pompejus jagte fast eine Viertelstunde lang im Galopp, so daß er bald aus dem Gesichte der Feinde kam.

Nach einer Stunde erst ließ la Gazette das Pferd in Schritt gehen; dann schlug er sein Visir auf, drehte sich nach seinem Gefangenen halb um und fragte: »Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?«

»Mit dem Herrn von Clermont, Offizier Sr. Majestät des Königs von Frankreich.«

»Hm!« entgegnete der Normann. »König von Frankreich? Eure Antwort ist ziemlich unbestimmt.«

»Wie so unbestimmt?«

»Weil es viele Könige für dieses arme Reich gibt. Ein halbes Dutzend könnte ich an den Fingern herzählen: Herr von Mayenne, eins; der Cardinal von Bourbon, zwei; die Herren Sechszehn zusammen, drei; der kleine Lothringer, vier; Heinrich von Navarra, fünf, und der Valois, sechs. Den Papst und den Spanier Philipp II. zähle ich da noch gar nicht mit. Ihr sehet daraus, daß eure Antwort nichts weniger als bestimmt ist; es schadet jedoch nichts: Ihr seyd Herr von Clermont, wahrscheinlich ein sehr reicher Herr, das genügt . . . Wie findet Ihr die Gegend hier, Herr von Clermont? Reizend, nicht wahr?«

»Es ist möglich; ich kann vielleicht besser darüber urtheilen, wenn Ihr mir den Arm weniger fest zusammendrücken wollet.«

»Thue ich Euch wohl gar weh?«

»Allerdings ... Ihr zerdrückt mir Fleisch und Knochen.«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Wenn Ihr mir einen Arm zerbrecht, erhaltet Ihr weniger Lösegeld.«

»Es kommt nur darauf an, daß wir uns verständigen ... Ihr ergebt Euch also?«

»Welche Frage, da ich seit einer Stunde wie von einer eisernen Zange gehalten und fortgeschleppt werde, ohne zu wissen wohin und von wem!«

»Ihr liebt die zweideutigen Antworten, wie es scheint. Ergebt Ihr Euch auf euer Wort oder nicht?«

»Bei der heiligen Jungfrau, ja! Ich habe mich ergeben und ich ergebe mich auf mein Wort; lasset nur los!«

»Das ist endlich deutlich und verständlich!« entgegnete der Normann, indem er los ließ ... »Wieviel habt Ihr wohl im Vermögen? drückt Euch in runden Zahlen aus; über einige Pistolen mehr oder weniger feilsche ich nicht.«

Herr von Clermont kratzte sich hinter dem Ohr und antwortete:

»Für den Augenblick habe ich ein doppeltes Vermögen.«

»Heilige Ligue, um so besser! Warum nicht ein dreifaches? das erste also?«

»Das erste ist das mindest ansehnliche ...«

»Es beträgt ...?«

»Zweimalhunderttausend Thaler in liegenden Gütern, nemlich ein Schloß und einen Wald.«

»Bravo! Bravi! Brava! wie die Italiener rufen!«

»Das Schloß hat freilich Mayenne weggenommen.«

»Das ist Schade! Was Herr von Mayenne einmal

hat, gibt er so leicht nicht wieder heraus . . . Und der Wald?«

»Der Wald brennt seit acht Tagen, denn Herr von Aumale hat ihn auf dem Rückwege von Senlis anstecken lassen, um sich wegen der Niederlage zu rächen, die er vor jener Stadt erlitten hat.«

»Aber, Herr, Ihr seyd ja ein ruinirter Mann! Was erzählt Ihr mir von zweimalhunderttausend Thalern?«

»Ruinirt? Glaubt Ihr, Mayenne werde mein Schloß lange behalten? Glaubt Ihr, meine Eichen, Buchen und Eschen wüchsen nicht wieder?«

»Ihr seyd ein Philosoph, ich nicht . . . Sprechen wir von eurem weiteren Vermögen.«

»Das ist kolossal.«

»Ich freue mich dies zu hören. Baares Geld?«

»Pfui!«

»Wieso pfui?«

»Ich bin der erste Günstling des Königs.«

»Nun . . .«

»Ist das nicht genug?«

»Das ist alles?«

»Ihr seyd schwer zufrieden zu stellen.«

»Herr von Clermont, ich habe einen schlechten Fang gethan, als ich Euch festnahm . . . Ihr besitzet ja gar nichts und von dem Lösegeld, das ich von Euer Excellenz erhalten werde, wird man nicht einmal die Messe bei meiner Beerdigung bezahlen können.«

»Glaubt mir, wenn der König im Louvre ist . . .«

»Glaubt mir, der König wird im Louvre seyn, wenn Mayenne nicht mehr da ist und wenn eure Eichen wieder

schlagbar geworden sind . . . Ich weiß wahrhaftig nicht was ich mit Euch anfangen soll . . .«

»So gebt mir die Freiheit . . .«

»Das wäre ein schlechtes Auskunftsmittel . . . Nein, nach Paris nehme ich Euch mit und wenn ich kein Geld von Euch erhalte, tragt Ihr mir doch vielleicht einige Ehre ein . . . Ich stehe z. B. nicht gut, daß Ihr nicht verbrannt werdet.«

»Meint Ihr? Das ist eben keine angenehme Aussicht.«

»Dieses Glaubens bin ich auch . . . Eure Gefangenschaft wird meine Niederlage entschuldigen und ich gestehe, daß ich eine Entschuldigung für mein Verhalten suche . . .«

»Ihr habt allerdings eine seltsame Art zu kämpfen.«

»Nicht wahr?«

»Sie hat mich sehr in Erstaunen gesetzt.«

»Mich auch.«

»So erklärt mir.«

»Wozu? . . . Pompejus, trab' ein wenig, wenn Du so gut seyn willst; es wird Zeit, daß wir ankommen.«

»Ihr besitzt da ein vortreffliches Pferd, Herr . . ., Herr . . . Wie nenn' ich Euch?«

»Ich bin der Baron la Gazette.«

»Ein hübscher Name, wahrhaftig!« (La Gazette heißt: die Zeitung.)

»Bald wird er gar schön seyn.«

»Daran zweifle ich nicht . . . Und wohin traben wir, Baron?«

»Nach Paris, wie schon gesagt.«

»So mag's d'rum seyn und ich werde mich freuen die

gute Stadt wieder zu sehen; aber wir machen doch hoffentlich einmal Halt, kehren einmal ein?«

»Bald.«

»Und wo, wenn ich fragen darf?«

»Bei mir selbst,« antwortete der Normann mit der Aufgeblasenheit eines Emporkömmlings.

La Gazette schlug einen Feldweg ein und nach einer halben Stunde seufzte Clermont tief.

»Was ist Euch?« fragte der Normann.

»Nichts oder doch beinahe nichts, . . . eine Erinnerung, die mich traurig stimmt . . . Seht Ihr dort die Thürmchen, die aus dem Grün herausragen?«

»Ob ich sie sehe! Ich habe sie seit kurzem allein im Auge. Dahin reiten wir.«

»Ah?«

»Ja, ja; zu mir.«

»Wie?«

»Zu mir, in mein Schloß, meine Baronie, mein künftiges Herzogthum . . .«

»Aber welch' ein Märchen erzählt Ihr mir da?«

»Was nennt Ihr ein Märchen?«

»Dieses Schloß mit den vier Thürmchen und den prächtigen Kastanienbaumen umher, diesen Park . . .«

»Nun?«

»Nennt Ihr euer Eigenthum?«

»Ja wohl. Wessen sonst?«

»Es ist ja das meinige!«

»Euer Schloß, das Mayenne Euch genommen?«

»Keinen schlechten Spaß! Es ist mein Schloß Dourdan, das ich von meinem Oheim, dem Marquis von Longjumeau geerbt habe.«

»Fraget den Herrn von Mayenne, ob ich es nicht mit baaren sechzigtausend Livres bezahlt habe.«

»Das thut mir um Euretwillen leid, aber Ihr kennt das Sprichwort: jeder nimmt das Seinige wo er es findet.«

»Herr von Clermont, Ihr werdet sogleich nach unserer Ankunft in Paris mit vier Pferden zerrissen, ich zweifle jetzt keinen Augenblick mehr daran; vielleicht werdet Ihr verbrannt, . . . vielleicht . . .«

»Ich verstehe . . .«

»Und es wird mir Leid thun, denn Ihr seyd ein geistreicher Mann . . . Da sind wir am Ziele, . . . meine Leute kommen mir entgegen . . . Ihr hattet da eine prächtige Wohnung.«

Herr von Clermont schwang sich gewandt vom Pferde ohne zu antworten, während la Gazette mit Hilfe von vier Dienern wie ein mächtiger Baron unter seinen Vasallen abstieg.

»Wenn Ihr diesem Diener da folgen wollet,« sagte der Normann zu seinem Gefangenen, »wird er Euch in euer Zimmer geleiten. Sobald Ihr etwas geordnet, machen wir einen Spazirgang in meinen Garten, dann essen wir zu Abend, legen uns nieder und morgen ganz früh brechen wir auf nach Paris, wo Euch freilich nichts sehr Angenehmes erwartet.«

Herr von Clermont rüstete sich mit Geduld und Ergebung und ging fort. In seinem Zimmer fand er einen eleganten Anzug, Parfümerie und Luxus aller Art, was seinen Verdruß über seine Gefangenschaft etwas milderte. Als er wieder zu dem neuen Herrn von Dourdan kam, war er in bester Laune.

Der Baron la Gazette — dieser Titel gefiel ihm so sehr, daß er ihn schon im Voraus annahm — befand sich in seinem großen Saale, in dem er, von einem großblumigen Atlasschlafrock umhüllt, das Barett mit Federn auf dem Kopfe, Geschäfte mit einigen seiner Pächter abmachte. Diese erkannten indeß Herrn von Clermont, ihren ehemaligen Herrn, und begrüßten ihn mit tiefen Verbeugungen, was dem neuen Herrn dermaßen mißfiel, daß er sie sofort entließ.

»Wie findet Ihr dieses Zimmer, mein lieber Herr von Clermont?« fragte la Gazette.

»Ich finde es um so schöner, als Ihr nichts daran geändert und sogar meine Ahnenbilder an Ort und Stelle gelassen habt.«

»Ja . . . diese alten Bilder machen sich sehr gut und ich lasse sie hier, bis ich die Bilder meiner Ahnen aus der Normandie erhalte.«

»Wünschet Ihr, daß wir nun einen Gang durch meinen . . . durch euren . . . durch unseren Park machen?«

»Recht gern, aber seyd doch darauf bedacht, hier nichts zu sehen was Euch gehöre oder gebt mir meine sechzigtausend Thaler wieder.«

»Ach, Herr Baron, welch' schöne Springbrunnen Ihr da habt!«

»Nicht wahr? Und diese Alleen?«

»Mein ganzes Leben möchte ich da verbringen.«

»Das werdet Ihr auch. Berechnet es selbst. Ihr habt noch achtundvierzig Stunden zu leben; morgen Abend werdet Ihr nicht mehr in dieser Welt seyn und wir bleiben bis

morgen Früh hier . . . Meiner Ansicht nach altert Ihr hier zusehends.«

»Ganz richtig! Und die schönen Obstbäume! Das herrliche Grün des Rasens! Baron, Ihr habt die Besitzung eigentlich halb umsonst erhalten und Herr von Mayenne scheint doch nicht so habsüchtig zu seyn, als man ihn schildert.«

Nach einem Spazirgange, auf dem wir die Herren leider nicht begleiten können, gegen Abend, geleitete der Normann seinen Gast in einen Sommersalon, in dem bald ein vortreffliches Abendessen aufgetragen wurde.

»Aber, Baron,« sagte der Gefangene, nachdem er bewundernd das köstbare Tafelgeschirr und die Livree der Diener betrachtet hatte, »Dourdan bringt nicht ein Viertel von dem ein, was Ihr zur Unterhaltung dieses Hauswesens ausgeben müsset . . . Seyd Ihr so sehr reich?«

»Ich bin nicht eigentlich arm.«

»Mein Lösegeld würde demnach bei Euch nur ein Tropfen ins Meer seyn . . . Ich sehe darum nicht ein, warum Ihr mir meinen Degen nicht unentgeldlich zurückgeben wollet.«

»Was ich thue, thue ich aus Grundsatz . . . Man darf das Handwerk nicht verderben.«

»Das ließe sich ausgleichen . . . schenkt mir eine kurze Zeit eure Aufmerksamkeit.«

»Ich höre.«

»Ihr befindet Euch wohl in diesem Schlosse? Es gefällt Euch da, nicht wahr?«

»Sehr gut . . . Ich habe da was ich wünsche.«

»Und Ihr möchtet nicht, daß es Euch weggenommen würde wie mir?«

»Das wäre mir sehr unangenehm. Wer könnte es mir auch nehmen?«

»Hm, der König.«

»Welcher König?«

»Der Valois. Wenn der König in Paris wäre, würde ich jedenfalls wieder hier seyn und Ihr . . .«

»Sprechen wir doch nicht von Euch, Herr von Clermont, da Ihr ja morgen um diese Zeit bereits verbrannt seyd.«

»Dies zugegeben, . . . ich habe Erben.«

»Erben?«

»Sehr viele und der König würde das, was mir gehörte, meiner Familie zurückgeben.«

»Und dann? Was sollte ich thun?«

»Statt mich mit nach Paris zu nehmen, solltet Ihr mich wohlbehalten zum königlichen Heere zurückschicken; für diese Gefälligkeit würde ich Euch schriftlich diese Besitzung abtreten.«

»Ihr sprecht sehr verständig, mein Herr von Clermont und ich gehe auf diesen Antrag ein, den wir sofort in Ordnung bringen wollen . . . Haushofmeister, Schreibgeräthe hieher!«

Herr von Clermont schrieb und unterzeichnete die Abtretungsurkunde und die beiden Männer tranken sodann gegenseitig auf des Anderen Wohl vortrefflichen Xeres.

»Gnädiger Herr,« meldete nach einiger Zeit ein eintretender Diener, »drei Damen, die in Begleitung dreier Diener zu Pferde reisen, sind eben in dem Schloßhofe abgestiegen und wünschen mit Ew. Gnaden zu sprechen.«

»Drei Damen? Haben sie sich genannt?«

»Nur die Eine, die Marchesa Fabiani.«

»Die Marchesa Fabiani?« wiederholte Herr von Clermont. »Ein seltsames Zusammentreffen . . . Woher kennt Ihr die Marchesa?«

»Von Venedig her . . . und Ihr?«

»Von Beaugency . . . Sagt ihr doch, ich würde mich glücklich schätzen, ihr meine Huldigung darzubringen; wenn sie sich dessen weigert, wie es wahrscheinlich ist, so setzet hinzu, ich hätte ihr neüe und interessante Nachrichten von Herrn von Pampelonne zu geben.«

La Gazette stand auf, ging hinaus und traf in der Halle die drei Damen, die angemeldet worden waren.

Die Marchesa und Venezia hatten ihre Reisemasken abgenommen, der Normann erkannte sie also sofort und begrüßte sie. Die dritte Dame blieb maskirt.

»Ich erfuhr,« sagte die Marchesa, »daß dies Schloß Euch angehöre, Baron, und da unsere Pferde sehr ermüdet sind, die Nacht auch sehr finster ist, so wollte ich Euch für mich und meine Gesellschaft um gastliche Aufnahme bitten bis morgen Früh.«

»Alles steht hier zu eurem Befehl, Signora . . . Beliebt nur in dieses Zimmer zu treten, bis man Licht in eure Zimmer gebracht hat . . .«

»Ich danke; aber macht keine Umstände. Wir brauchen nichts als ein Zimmer für mich und für Venezia, ein anderes für die Dame, Hafer für unsere Pferde und ein Unterkommen für unsere Diener.«

»Haushofmeister,« sagte la Gazette, »Ihr habt gehört. Eilt, alles so einzurichten.«

»Schenket Ihr mir sodann eine halbe Stunde von eurem Abende, da ich mit Euch zu sprechen habe?« setzte die Marchesa hinzu.

»So viele Zeit als Ihr wünschet . . . Als Ihr ankamet, saß ich bei Tische mit einem katholischen Herrn, den ich heute Morgen bei Bonneval gefangen genommen habe. Er behauptet Euch zu kennen und bittet um die Erlaubniß, Euch seine Aufwartung machen zu dürfen.«

»Sein Name?«

»Von Clermont, . . . ein origineller Mann.«

»Clermont, allerdings,« entgegnete die Venetianerin, »ich kenne diesen Namen; er gehört einem der Höflinge des . . . Ich mag ihn nicht sehen.«

»Er hat eure Strenge vorausgesehen und mich ersucht Euch zu sagen, er könne Euch eben so neue als interessante Nachrichten über den Ritter von Pampelonne geben.«

Bei diesem Namen erbebten die drei Frauen; die, welche noch maskirt war, beherrschte sich zuerst und sah ihre Gefährtinnen, besonders die Marchesa, neugierig, besorgt und eifersüchtig an.

»So lasset ihn kommen, lasset ihn kommen,« antwortete die Venetianerin rasch.

La Gazette ging hinweg, um Herrn von Clermont zu holen.

»Ich bitte um Entschuldigung,« sagte die Marchesa dann zu der Maskirten; »diese Einzelnheiten werden für Euch ohne Interesse seyn.«

»Achtet nicht auf mich . . . Wenn ich Euch hinderlich bin, trete ich bei Seite.«

»Bleibet immer.«

Clermont trat ein, grüßte sehr artig, trat dann zu der Marchesa und sagte:

»Ohne Zweifel habt Ihr nicht errathen, Frau Marchesa, daß ich bei der Bitte um die Ehre Euch vorgestellt zu werden, zugleich um die Gunst ersuchte, Euch Abbitte thun zu dürfen . . . Ich habe mich schwer gegen Euch vergangen und beeile mich dies anzuerkennen und zu euren Füßen um Vergebung zu bitten.«

»Ich nehme eure Entschuldigung an und vergesse die Beleidigung; aber man meldet mir, Ihr hättet mir Nachrichten von dem Ritter von Pampelonne zu geben . . .«

»Man hat die Wahrheit gesagt, Signora. Niemand könnte Euch zuverlässigere Nachrichten geben als ich, da ich unter eben so altem als ehrlichem Hasse meine unveränderliche Achtung bewahre. Ihr werdet errathen, daß nach dem Auftritte, bei dem der Muth des Ritters Euch zu Hilfe kam, viel Blut geflossen ist . . .«

»Ja, das errathe ich,« entgegnete die Marchesa leise, »aber ist Herrn von Pampelonne ein Unglück zugestoßen? Gebt mir schnell Antwort.«

»Signora, er hat den Marquis von Lansac getödtet und mich entwaffnet.«

»Und er ist nicht verwundet?«

»Sehr unbedeutend . . . Sein Secundant, Herr von . . .«

»Mehr will ich nicht wissen; ich danke Euch. Die Nachricht, die Ihr mir gegeben, hat mein Blut erfrischt. Wenn Ihr den Ritter früher seht als ich, so sagt ihm, meine Dankbarkeit sey so groß wie meine Bewunderung und ich würde nie vergessen, was er in Beaugency und in Angers für mich gethan hat . . . Baron, ich sehe, daß eure Leute warten; habt die Güte uns in unsere Zimmer zu führen.«

»Signora, ich wünsche Euch alle Ruhe, die Ihr bedürft. Morgen mit Tagesanbruch!«

»Ich erwarte Euch sofort in meinem Zimmer,« flüsterte die noch maskirte Dame Herrn von Clermont zu, während la Gazette der Venetianerin den Arm gab und seinem mit zwei Leuchtern vorausgehenden Haushofmeister folgte.

Als die maskirte Dame Herrn von Clermont verstohlen in ihr Zimmer hatte eintreten lassen, nahm sie die Maske ab. Clermont wich überrascht bei dem Anblicke des schönen Gesichtes zurück und verbeugte sich tief.

Er stand vor Madame du Fresne.

Zehntes Capitel.

Die fixe Idee des Herrn von Clermont.

Madame du Fresne war noch immer die hübsche Blondine, wie wir sie im Anfange unserer Erzählung geschildert haben. Aber angegriffen sah ihr etwas hagerer gewordenes Gesicht aus; ihre Augen waren tiefer eingesunken und von einem bläulichen Ringe umgeben, die Blitze jedoch, die aus ihnen hervorleuchteten, hatten nichts von ihrem Ungestüm oder ihrer herausfordernden Coketterie verloren, je nachdem sie Zorn oder Liebe ausdrücken wollten.

Sie trug ein dunkelfarbiges Reisekleid, das indeß recht wohl die galante Frau erkennen ließ. Es hob die Formen hervor, auf welche dieser schöne Körper am stolzesten war.

Seit wir die Frau aus den Augen verloren, hatte sie alles aufgeboten, um Pampelonne zu vergessen; aber es war ihr nicht möglich gewesen, ihren verletzten Stolz und den Haß zu überwinden, den ihr eifersüchtiges Herz dem Ungetreuen geschworen.

Da Pampelonne fortwährend unterwegs war, so gehörte er nicht zu denen, welche man leicht findet, wenn man sie sucht, und so hatte weder die Witwe du Fresne's noch der Neffe du Halot's unsern hübschen Abenteurer erreichen können. Madame du Fresne, welche bald auf der Seite der Ligue, bald auf der des Königs stand, je nachdem ihr wankelmüthiges Herz sie führte, befand sich in Beaugency unter den Damen, welche die Lieblinge des Königs mit sich in das Lager nahmen und da das Duell Pampelonne's großes Aufsehen in der Stadt gemacht, hatte Madame du Fresne sofort die beiden Damen aufgesucht, um deretwillen der Ritter so viel Muth bewiesen. Sie hatte sich gesagt, Pampelonne werde sich bald genug bei den schönen Reisenden wieder einfinden und sie ihn also treffen.

Sie holte die Marchesa in der Nähe des Schlosses Dourdan ein und bat dieselbe sie in ihrer Gesellschaft reisen zu lassen, weil sie sich außerordentlich vor den papistischen und Hugenotten-Soldaten fürchte. Klug war sie immer und so wünschte sie auch hier ihre Maske beibehalten zu dürfen, um nicht von Leuten erkannt zu werden, die sie bereits belästiget hätte und sie vielleicht gar verfolgten. Zugleich hatte sie eine Geschichte erfunden, wie sie es so gut verstand, und die Marchesa, die Mitleid mit der Verlassenen hatte, welche sich so ziemlich in gleicher Lage mit ihr befand, willigte gern ein sie in ihrer Gesellschaft reisen zu lassen.

Madame du Fresne hatte demnach den Weg mit der

Marchesa Fabiani gemacht, um aber ihre Rolle um so besser spielen zu können, sich wohl vor neugierigen Fragen gehütet und vom Zufalle die Aufklärungen erwartet, die sie suchte.

Die Begegnung mit Herrn von Clermont erschien ihr sehr gelegen; sie zog ihn deshalb in ihr Zimmer und um ihn zu veranlassen alles zu sagen, was sie zu wissen wünschte, legte sie die Maske ab und zeigte seinen geblendeten Augen alle ihre Sirenenreize.

»Mein Schritt wird Euch nicht mehr auffallend erscheinen,« sagte sie zu Clermont, »sobald Ihr wisset, daß er mir durch mein Interesse geboten ist.«

»Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, Euch zu fragen, Madame; jeder echte Edelmann ist zum Dienste der Damen verpflichtet, denen er auf seinen Knieen dient, und ich schätze mich in diesem Augenblicke zu glücklich, als daß ich weiter nachfragen sollte.«

»Ich glaube euren Worten. So sagt mir denn, da euer Zartgefühl meinen Wünschen entgegenkommt, was Ihr Sicheres über den Ritter von Pampelonne wisset, von dem soeben die Rede war. Er ist ein Calvinist, nicht wahr?«

»Und ein tüchtiger, das kann ich verbürgen. Was ich von ihm weiß, läßt sich in wenigen Worten sagen: er ist liebenswürdig wie der Liebesgott selbst, muthig wie ein Löwe, geistreich wie Vier und ich liebe ihn unendlich...«

»Ah! Ihr liebt ihn?« fragte Madame du Fresne mit ironischem Lächeln. »Ihr liebt ihn unendlich?«

»So sehr als man einen Mann lieben kann, den man nächstens zu tödten wünscht und hofft.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Herr von Pampelonne und ich haben einen Zweikampf auf Tod und Leben verabredet und obgleich ich meinen Gegner sehr hochachte und lieb habe, werdet Ihr mir doch wohl glauben, daß ich mich selbst so weit liebe, um zu wünschen, Sieger zu seyn, denn Niederlage ist der Tod.«

»Aber warum dieser entsetzliche Zweikampf? Ihr reizt meine Neugierde.«

»In voriger Nacht geriethen zwei Damen zufällig in einen Hinterhalt von zwölf Taugenichtsen aus sehr guter Familie; ich gehörte auch dazu. Die beiden Damen wurden eben nicht rücksichtsvoll behandelt. Wir hatten getrunken und gespielt, die Gesundheit des Königs ausgebracht und gerufen: »Nieder mit der Ligue!« wir waren sehr lustig und sehr unternehmend und Ihr könnt Euch denken, daß unsere beiden Gefangenen hart bedrängt waren. Sie hätten auch unbedingt erliegen müssen, wenn nicht der Ritter von Pampelonne dazu gekommen wäre. Was geschah wohl eurer Meinung nach?«

»Ich kann es mir denken, aber erzählt weiter. Eine der Damen war die Marchesa Fabiani?«

»Und die andere das schöne Mädchen, das die Marchesa begleitet. Nachdem Herr von Pampelonne die Damen sehr ehrerbietig begrüßt hatte, erklärte er nur, daß er sie unter seinen Schutz nehme und forderte uns heraus. Er zog sich so mit Einem Male zwölf Duelle zu. Wir nahmen an und der Kampf begann. Ihr werdet mir erlauben, nicht weiter in Einzelheiten einzugehen, denn sie sind für uns nicht sehr rühmlich; genug, drei meiner Freunde blieben auf dem Platze, ein Vierter wird in diesem Augenblicke wohl auch todt seyn und ich hatte eben das Schwert zur Hand genommen, als man uns in den Krieg gegen la Ga-

zette schickte, dessen Gefangener ich hier bin. Ihr werdet daraus erkennen, daß ich einen so tapfern Feind achte und liebe, daß ich aber auch wünsche, einst so bald als möglich mit ihm zusammenzukommen, um ihn zur Erinnerung an meine Freunde zu tödten.«

»Glaubt Ihr, daß Herr von Pampelonne als irrender Ritter die Vertheidigung der beiden Venetianerinnen übernommen hat? Wisset Ihr gewiß, daß er sie vorher nicht kannte?«

»Die irrenden Ritter finden sich nur in den Märchen und Sagen, Madame. Man braucht nur den Blitz gesehen zu haben, den seine Augen schleuderten als Pampelonne die Marchesa erkannte. Man braucht nur seine ebenso derbe, als kecke Herausforderung an uns gehört zu haben, und Zeuge der Wuth bei dem Kampfe gewesen zu seyn, um überzeugt zu werden. Ich wollte meinen Kopf gegen eine taube Nuß verwetten, daß der Ritter der glückliche Liebhaber der schönen, schwarzäugigen Marchesa ist, mit welcher Ihr reiset.«

»Seyd Ihr dessen gewiß?« fragte Madame du Fresne mit lebhafter Ungeduld.

»Wenn ich mich irre, soll die Montpensier nicht verbrannt, soll Mayenne nicht geköpft, sollen die Sechszehn nicht gehangen werden, will ich selbst den Louvre nie wieder betreten.«

»Wohl,« fiel die Witwe du Fresne ein, »meine Wünsche werden euer Schwert bei diesem Zweikampfe unterstützen und ermuthigen. Gott möge mit Euch seyn! Ich danke Euch für eure gefällige Mittheilung; wünscht Ihr meine Beihilfe zu eurem Lösegelde, so sprecht.«

»Ich habe mit dem Baron bereits unterhandelt und bin frei. Ich danke für eure Güte.«

»Wenn das Kriegsglück gegen Euch ist, und Ihr eine Stütze bei der Ligue braucht, so vergeßt mich nicht. Der Prior der Jacobiner wird Euch sagen wer ich bin.«

Die Witwe grüßte nun Herrn von Clermont, der sich seinerseits verbeugte, das Zimmer verließ und sich fragte, ob er nicht gar dumm sey, daß er in der Nacht, allein mit einer der schönsten Frauen, die er jemals gesehen, sich also entferne.

Unter solchen Fragen und Antworten darauf und allerlei Gedanken gelangte er an die Thür seines Zimmers und da die Anstrengungen, welche er seit dem vorigen Tage ertragen, seinen verweichlichten Körper sehr ermattet hatten, kam er zu dem Endschlusse und Entschlusse, das Bett ey das Beste, worauf er sich niederlegte.

Die Witwe du Fresne befand sich die ganze Nacht hindurch in außerordentlicher Unruhe; sie ging in ihrem Zimmer auf und ab, stampfte mit dem niedlichen Fuße auf den dicken Teppich, mit dem die Steinplatten belegt waren, entwarf einen Plan nach dem andern, dachte an nichts, als Rache und Eifersucht, und der Morgen fand sie angekleidet und munter.

Da hörte sie an ihre Thüre pochen und erkannte die Stimme Venezia's, welche zu der Marchesa sagte:

»Liebe Pathe, diesen Abend werden wir in Paris seyn, in Paris, wo er bald ist, er . . .!«

»Ich werde auch dort seyn!« flüsterte die Witwe, die sich beeilte, ihren Reisegefährtinnen zu folgen, die sie in dem Zimmer la Gazette's erwarteten.

Ehe wir weiter erzählen, haben wir aber dem Leser mitzutheilen was zwischen dem Normann und der Signora Fabiani bei dem Gespräche vorgekommen war, das sie mit einander gehabt hatten.

La Gazette war mit triumphirender Miene bei der Marchesa eingetreten; wer ihn so mit stolz erhobener strahlender Stirn gesehen hätte, wie die eine Hand mit der goldenen Kette eines kostbaren Dolches, die andere mit der Gürtelschnur seines großgeblümten Morgenrockes spielte, hätte ihn für einen Fürsten, für einen Helden in Negligée halten können. Venezia lächelte unwillkürlich und bot dem ehemaligen Fechtmeister einen Stuhl.

»Nun, Baron,« sagte die Marchesa in freundlichem Gönnertone, »erzählt uns, was Ihr gethan habt, seit wir einander nicht gesehen. Wenn ich dem Anschein glaube, sind unsere Bedingungen nicht gehalten worden.«

»Bei allen meinen Schutzheiligen, Signora, und ich habe deren sechs oder sieben; wenn jemals ein Christ sein Wort besser gehalten hat als ich, so will ich in dieser und in der andern Welt verbrannt werden.«

»Wer hat den Herrn hier gefangen genommen?«

»Bei meiner Seel', er sich selbst. Die Sache ging so zu:« Und la Gazette erzählte den Hergang. »Ihr werdet einsehen,« schloß er, »daß ich das Mögliche gethan habe. Zwanzigmal hatte ich den Arm erhoben, um den Kleinen, den Gascogner, den Pampelonne, meinen persönlichen Feind niederzustrecken.«

»Und der Zufall kam Euch sehr zu Statten, Herr la Gazette,« fiel Venezia warm ein, »denn wenn Ihr dem Ritter nur die Haut geritzt hättet, würdet Ihr es schwer haben büßen müssen.«

Der Normann sah das Mädchen mit einigem Erstaunen von der Seite an.

»Ich untersage Euch ein für allemal,« setzte die Marchesa hinzu, »feindselig gegen Herrn von Pampelonne aufzutreten.«

La Gazette wendete nun seinen erstaunten Blick auf die Marchesa und entgegnete:

»Ich glaube wohl, daß Ihr mir dies untersagt, denn sonst würde ich Euch nicht verstehen. Sind wir denn nicht übereingekommen, daß ich mich stets und überall von dem Feinde schlagen lasse? Habe ich diesen schrecklichen Vertrag nicht zu dem Euch bekannten Preise geschlossen? und grenzt es nicht an das Wunderbare, was ich bereits gethan? Signora, ich zögere nicht, es auszusprechen, ich bin der erste Baron des Reiches, da Niemand in Frankreich etwas so Gewaltiges gethan hat, wie ich.«

»Und doch, Herr Baron, werdet Ihr den Freiherrnbrief nur dann erhalten, wenn Ihr das Gegentheil thut.«

»Erlaubt, Signora, erlaubt; ich habe zwar einen ziemlich derben Kopf, man darf ihm aber doch nicht zu arg mitspielen. Ihr sagtet . . .?«

»Ich sagte, statt den Königlichen den Rücken zu wenden, müsset Ihr sie von nun an tüchtig angreifen; statt zu rufen: rette sich wer kann, müsset Ihr rufen: vorwärts! drauf und dran! statt Euch schlagen zu lassen, müsset Ihr schlagen . . .«

»Barmherzigkeit! Und darum eine so schöne Gelegenheit eingebüßt? Sprecht Ihr diesmal im Ernst, Signora? Ihr habt eine seltsame Politik.«

»Was liegt Euch daran?«

»Verzeiht, gar viel liegt mir daran . . . Wenn der Valois in den Louvre kommt, verliere ich die Bürgschaften, die mir unser Vertrag sichert.«

»Ihr werdet bei diesem Rollentausche nichts verlieren. Rechnet auf mich. Wenn die Ligue zum Theil eurem Muthe die Niederlage des Tyrannen verdankt, werdet Ihr nicht blos Baron, sondern Herzog von Paris werden, ich verspreche es Euch.«

»Im Ganzen ist es mir so lieber. Es wurde mir schwer, mich an diese unglückselige Niederlage zu gewöhnen . . . Es versteht sich auch von selbst, daß es bei dem kleinen Geschenk von hunderttausend Thalern sein Verbleiben hat.«

»Ja wohl.«

»Und der Palast in Venedig entgeht mir nicht?«

»Zweifelt Ihr an meinem Worthalten?«

»Nein, . . . aber die Weiber sollen sehr wankelmüthig seyn; man versichert, sie wollten heut, was sie morgen nicht wollen. Ihr werdet einsehen, daß . . .«

»Meine Entschlüsse stehen leider nur zu fest. Lebt wohl, Baron . . . Ihr werdet hoffentlich so freundlich seyn, uns nach Paris zu begleiten?«

»Ich werde mir dies zur Pflicht machen; auch will ich mir ein Commando übertragen lassen, in dem ich die verlorne Zeit wieder einholen kann.«

»Dies Commando werdet Ihr erhalten.«

»So seyd Ihr sehr mächtig in unserm Lande, Signora?«

»Wartet nur, Ihr werdet sehen.«

La Gazette entfernte sich, und die beiden Reisenden schliefen ein; nachdem sie lange von ihren Wünschen und

ihren Hoffnungen gesprochen hatten, die Marchesa auf einem Sessel, Venezia auf einem Bänkchen mit dem Kopfe auf den Knien ihrer Beschützerin. Was sie mit einander sprachen, wissen wir freilich nicht, nur so viel ist uns bekannt, daß Venezia ihr Herz gegen die Patrizierin ausschüttete, daß sie ihre Liebe gestand und im Schlafe Beide träumten, Venezia von Liebe, die Marchesa von Haß und Rache.«

In der tiefen Stille, welche in seinem Schlosse herrschte, schlich sich la Gazette zu einem, ihm über Alles werthen Verstecke, das er in der Mauer im Keller hatte anbringen lassen . . . Da heraus nahm er Diamanten, der Zigeunerin, streichelte einen jeden einzeln, seufzte dabei kläglich, und sprach:

»Der Zufall führt euch oft, zu oft, meine lieben Kleinen, mit der zusammen, welcher ihr eigentlich angehört . . . Seyd ihr Lämmchen mit eurem Herrn nicht zufrieden, mit dem guten Herrn, der euch so lieb hat, euch so sorgsam bewahrt, euch ehret und achtet? Wollt ihr ihn verlassen?«

Der Normann hatte, als er so sprach, wahrhaftig Thränen in den Augen, der brave Mann war in Allem, was Geiz, Habsucht und seinen Schatz betraf, so reizbar, daß sein Herz jedesmal wie ein Schwamm aufschwoll, wenn er in seinen Keller hinabstieg, und einen traurigen, zärtlichen Blick auf das geheimnißvolle Versteck warf.

Das Morgenlicht hatte noch nicht alle Sterne vom Himmel vertrieben, als la Gazette auf, gerüstet und zum Aufbruche bereit war. Während man die Pferde der Damen und die des Gefolges sattelte, begab sich der Normann zu seinem Gefangenen, den er aber derb schütteln mußte, ehe er ihn erwecken konnte.

»Nun, was soll's, was gibt's?« fragte Herr von Clermont, ohne die Augen aufzuschlagen.

»Ich wollte Euch sagen, daß ich weiter reise, Herr von Clermont.«

»Glückliche Reise, ich bleibe und schlafe.«

»Ich verlasse mich auf euer Wort, eure Unterschrift und eure Redlichkeit.«

»Jede dieser drei Bürgschaften allein würde einem Türken genügen, und Ihr seyd keiner.«

»Das habe ich bewiesen.«

»Nicht eben sehr.«

»Wie so, nicht eben sehr? Ich habe Euch die Freiheit gratis pro Deo wiedergegeben.«

»Gratis? Und mein Schloß?« murmelte Herr von Clermont, indem er sich nach der Wand herumdrehte und den Kopf unter die Bettdecke steckte.

»Euer Schloß? Ich finde diesen Ausdruck sehr gewagt.«

»Meinetwegen, das Schloß gehört Euch, ich gehöre Euch, die ganze Welt gehört Euch; ich bin meinetwegen einverstanden, aber mein Schlaf gehört mir, also tausend Donnerwetter, laßt mich schlafen.«

»Hm, Ihr seyd nicht eben liebenswürdig beim Erwachen . . . Mag's drum seyn, gehen wir darüber hin, denn ich habe keine Zeit. Herr von Clermont, ich lasse Euch in meinem Schlosse; erfreut Euch daran, so sehr und so lange es Euch beliebt und wenn, was ich nicht glaube, die königlichen Truppen hier erscheinen sollten, sorgt dafür, daß sie meine Bäume und meine Reben schonen.«

»Gut! schön! Sehr gut! sehr schön! Gute Nacht! So bin ich euer Verwalter? Schönen Dank! Geht mit

Gott; ich werde für Hühner und Gänse, für Pferde und Düngerhaufen sorgen. Habt Ihr mir noch sonst etwas anzuempfehlen? . . . Der Himmel geleite Euch und gebe Euch und mir Wohlseyn. Jetzt höre ich nichts mehr.«

La Gazette ging lachend fort. Er hatte seiner Meinung nach etwas sehr Kluges gethan, als er eine so gute Besatzung in seiner Besitzung zurückließ.

Als Clermont das Pferdegetrappel unter seinem Fenster hörte, richtete er sich auf dem Ellbogen empor, streckte die Hand nach der Straße hin aus, welcher die Reisenden folgten, und sprach in komischer Heiterkeit:

»Nun, mein werther Herr Baron, da Ihr mich als Herrn und Gebieter hieher gesetzt habt, so will ich wie Sardanapal da leben, und der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht binnen drei Tagen euer Schlößchen bis auf den Grund durchbringe, mitsammt dem Walde, den Wiesen und den Rebenpflanzungen!«

Darauf sank er wieder auf das Kissen zurück und in einen so tiefen, süßen Schlaf, als läge er in seinem eigenen Bette und als hätte das Gut Dourdan mit dem Park, dem Walde, den Meiereien, den Vögeln und Blumen, den Herrn nicht gewechselt.

Gegen Mittag stand Herr von Clermont auf, ließ sich ankleiden und wollte einen Spazirgang im Schatten der Kastanienallee machen, die sich vom Schloßhofe bis zum Parkthor hinzog.

Kaum hatte er hundert Schritte gethan, so sah er zwei Reiter auf sich zukommen, die ziemlich ungeschickt auf schlechten Pferden saßen. Sie hatten vor und hinter sich große Ballen, so daß man von weitem Handelsleute in ihnen erkannte.

Herr von Clermont setzte seinen Weg fort und rief den Handelsleuten schon aus ziemlicher Ferne zu:

»Was habt Ihr Schönes bei Euch, Ihr Leute?«

Ein lautes lustiges Lachen antwortete seiner Frage.

»Ventre saint-gris,« sagte einer der Reiter, welcher sein Pferd in Trab gesetzt hatte. »Das nenne ich mir ein glückliches Zusammentreffen!«

»Herr von Pampelonne!« fiel Clermont ein . . . »Die Freude benimmt mir den Athem.«

»Ich habe die Ehre Euch zu begrüßen,« sagte auch der zweite Reiter, indem er die Kopfbedeckung abnahm.

»Herr von Gourdon! Heilige Jungfrau! Steigt schnell ab, ihr Herren, damit ich Euch beide umarmen kann.«

Pampelonne und sein Freund sprangen von ihren schlechten Pferden herunter und drückten Clermont herzlich die Hand.

»Mein Gott, wie sehet Ihr aus? . . . Und woher habt Ihr die Lederkamaschen und das ganze Bürgeraussehen? Woher kommt Ihr und wohin wollt Ihr?«

»Sagt uns lieber, wo und bei wem wir sind.«

»Ihr seyd im Schlosse Dourdan . . . bei mir. Wenn ich sage »bei mir,« so irre ich mich allerdings ein wenig, aber Ihr werdet hier wenigstens wie bei mir oder vielmehr wie zu Hause seyn.«

»Die Vorsehung ist mit uns,« meinte Pampelonne, »denn sie hat dies Schloß hierher an die Straße nach Paris gesetzt, wohin wir reisen.«

Alle Diener des Normannen kamen auf den Ruf des Herrn von Clermont herbei, der schon für sich ein lucullisches

Mahl bestellt hatte und nun neue Befehle ertheilte, um seine Gäste wohl bewirthen zu können.

»Nach welchem Zufalle seyd Ihr nicht todt oder gefangen?« fragte Gourdon.

»Weil der Sonderling, der mich so gefällig von dem Schlachtfelde hinweggebracht, mich geradenwegs mit hierher auf seine Besitzung genommen hat.«

»Ich bin also bei la Gazette?« fragte Pampelonne.

»Ihr kennt den Baron?«

»Welchen Baron?«

»Nun den Baron la Gazette. Hoffentlich trägt nur Ein Mensch diesen seltsamen Namen.«

Gourdon und Pampelonne sahen einander lächelnd an.

»Ich sehe doch gar nichts Wunderbares bei der Sache,« meinte Clermont.

»Euer la Gazette ist nichts als ein Söldner, ein Raufbold,« entgegnete Gourdon.

»Ein Spitzbube, ein Laquais, ein Galgenvogel,« setzte Pampelonne hinzu.

»So bin ich mystificirt worden?«

»Ich fürchte es.«

»Auch durch die Dame?«

»Durch welche Dame?« fragte Gourdon.

»Hier in diesem Hause hat in voriger Nacht die schöne Venetianerin, die Ursache unseres Streites, die Marchesa Fabiani, euren la Gazette »Herr Baron« genannt.«

»Die Marchesa ist hier?« fragte Gourdon hastig.

»Nicht mehr.«

»Und die andere Venetianerin?« fragte Pampelonne erröthend.

»War auch hier . . . Beide sind nach Paris aufgebrochen in Gesellschaft einer dritten Dame, die schön ist wie ein Engel. Der Baron begleitet sie.«

»Und diese Damen gaben la Gazette einen Titel?«

»Allerdings.«

»Ich falle aus den Wolken,« sagte Pampelonne, indem er Gourdon ansah.

»Mich wundert nichts dabei . . . Hat er nicht schon für ihren Vater gelten müssen?«

»Richtig.«

»Die ganze Sache ist am Ende doch sehr gleichgiltig,« meinte Clermont. »Wir wollen lieber einen Gang im Park machen bis das Essen bereit ist. Euch, Ritter, muß ich übrigens im Vertrauen sagen, daß die eine der drei Damen gegen Euch sehr erzürnt ist.«

»Wirklich?« antwortete Pampelonne nachlässig.

»Nicht die, an welche Ihr wahrscheinlich denkt, nicht die Marchesa.«

»Das hoffe ich,« fiel Gourdon ein.

»Auch nicht die kleine Venetianerin, sondern die Dritte.«

»Welche Dritte?«

»Ihren Namen kenne ich nicht, aber ihr Gesicht habe ich gesehen und auf Edelmannswort, ich gratulire.«

Clermont erzählte von seinem Gespräche mit der Witwe.

»Ihr habt sie also glauben lassen, ich liebe die Marchesa?« fragte Pampelonne, indem er Gourdon von der Seite ansah.

»Weil ich es selbst glaube.«

»Beschreibt mir doch die dritte Schönheit.«

Clermont beschrieb die Witwe so übertrieben, daß man ein entsprechendes Bild nur im Himmel des Propheten, unter den Jungfrauen hätte suchen können, welche in ewiger Jugend auf die Auferstehung der Gerechten warten. Pampelonne konnte deshalb nicht errathen, welche Dame wohl gemeint sey und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

»Meine Herren,« sagte Clermont, indem er unter blühenden Akazien an einer rauschenden Quelle stehen blieb, »wie gefällt Euch dieses grüne schattige Plätzchen?«

»Es ist reizend.«

»Nicht wahr . . . der Meinung bin ich auch und der liebe Gott hat es ausdrücklich für uns geschaffen. Seht nur, es ist gerade so viel Platz, daß sich Zwei mit dem Degen da einander gegenüber treten können. Keine Sonne, kein Staub, keine Steine! Als ich noch Herr hier war, ging ich nie an dem Plätzchen vorüber, ohne zu denken, wie schön mein Grabmal sich hier ausnehmen müsse. Da ich indeß kein Egoist bin, so trete ich von Herzen gern den Platz an einen von Euch, sogar an beide ab. Ich glaube, man kann keine angenehmere Lage für die ewige Nacht finden.«

»Ihr habt ein weiches Gemüth,« antwortete Pampelonne lächelnd.

»Ich bin auch einigermaßen Dichter; deshalb kann ich diesen frischen Schatten da nie sehen ohne zu seufzen und zu gähnen. Das Murmeln dieses Bächleins, der Gesang der Vögel, der Duft der Akazien macht mich schlaflustig und ich legte mich gern hier nieder bis die Auferstehungsposaune ruft.«

»Wisset Ihr, daß Ihr nichts weniger als lustig seyd?« fragte Gourdon.

»Ach, selbst in den allertrübseligsten Dingen liegt immer etwas Lustiges.«

»Sagt es kurz, was wünschet und wollt Ihr eigentlich?«

»Vom Leder ziehen.«

»Daran denkt Ihr noch immer?« fragte Pampelonne.

»Ob ich daran denke? Woran sonst sollte ich denken? Ist es nicht unsere fixe Idee?«

»Meine fixe Idee ist jetzt,« fiel Pampelonne ein, »zu essen.«

»Ich fühle mich sogar etwas schwach,« setzte Gourdon hinzu.

»Wie Ihr wollt,« entgegnete Clermont; »ich wünsche nichts mehr, als Euch eure letzten Augenblicke angenehm zu machen, da ich Euch beide im Grunde gar hochachte und Euch für das halte, was Ihr seyd, brave Cameraden. — Ich höre die Glocke! Wir wollen dem Keller la Gazette's tüchtig zusprechen,« setzte er hinzu. »Und das Plätzchen hier gefällt Euch?«

»Sehr gut,« antwortete Gourdon, »und nach ein paar Stunden können wir daher zurückkehren.«

Das Mahl, welches Clermont seinen Gästen gab, war ein vorzügliches. Die seltensten Weine füllten nacheinander die Becher der drei Herren und die heiterste Stimmung herrschte in ihrem Gespräche.

»Nun,« sagte plötzlich Clermont, »seit beinahe zwei Stunden essen und trinken und plaudern wir, es ist Zeit, daß wir zu einem andern Zeitvertreibe übergehen . . . Ich bemerke, daß Ihr keinen Degen habt; nehmt Euch hier von

dem Vorrathe, wählt Euch die passenden aus und lasset uns in den Park zurückkehren.«

»Befehlt nur auch, daß man unsere Pferde sattle,« bemerkte Pampelonne mit unveränderlichem Ernst. »Wir sollten schon wieder unterwegs seyn.«

»Wie beliebt?« fragte Clermont verwundert.

»Lieber Herr, unsere Zeit ist eben so wenig unser Eigenthum wie unser Leben,« entgegnete Gourdon.

»Erklärt Euch näher.«

»Wir, der Vicomte und ich,« erwiederte Pampelonne, »sind mit einer dringenden, schwierigen Sendung beauftragt und da diese, wie ich vermuthe, Niemand besser ausführen kann als wir, so werdet Ihr einsehen, daß wir uns der Gefahr nicht aussetzen können, das Vertrauen der beiden Könige zu täuschen, indem wir Duelle abmachen, um Euch eine Gefälligkeit zu erzeigen. Verschieben wir also den Zweikampf um einige Tage . . . Ihr seyd auch gar zu kriegerisch gesinnt.«

»Da wir einem Manne eurer Art eine bestimmte und unumwundene Erklärung schuldig sind, so setze ich hinzu,« fiel Gourdon ein, »daß wir den Auftrag haben, nach Paris zu gehen, um Einverständnisse mit der königlichen Armee zu vermitteln und die Schlüssel eines der Thore zu erkaufen . . . Es ist eine ganz vertrauliche Sendung, wie Ihr sehet.«

»Schade, sehr Schade!« murmelte Herr von Clermont. »So bequem finden wir es nie wieder wie heute.«

»Ihr selbst,« unterbrach ihn Pampelonne, »werdet hier Beschäftigung finden. Se. Majestät Heinrich **III.** wird binnen vier Stunden in diesem Schlosse seyn und Ihr werdet also die Freude haben ihn wiederzusehen.«

»Das wird meine trüben Gedanken zerstreuen und ich will mich damit unterhalten, la Gazette so gründlich als möglich zu ruiniren, in seiner Besitzung das Oberste zu unterst zu kehren . . . dennoch werde ich mich immer nach dem fraglichen Plätzchen sehnen und ich rechne deshalb auf euren Eifer . . . Fertiget die Geschäfte der Majestät sobald als möglich ab und vergesset mich nicht; es liegt mir unbeschreiblich viel daran, ein kleines gothisches Grabmal hier zu errichten. Es wird dies gar hübsch aussehen. Heda, ihr Leute! bringt die Pferde der Herren und macht Euch bereit im Schlosse alles umzukehren, um Se. Majestät gebührend zu empfangen.«

Pampelonne und Gourdon brachen wieder auf.

»Hast Du jemals einen liebenswürdigern Sonderling gesehen?« fragte der Ritter.

»Er ist ein prächtiger Mensch.«

»Ja, aber wir werden wohl genöthigt seyn, ihn eines Morgens in die andere Welt zu befördern, so leid es mir auch thun wird«

»Er selbst trägt die Schuld daran; er will es ja so.«

»Aber nun genug von ihm; sprechen wir von unsern Damen.«

Während die beiden Reisenden sich mit dem beredten Geplauder, das nur für Liebende Interesse hat, von den beiden Venetianerinnen unterhielten, kehrte Clermont in dem Schlosse wirklich alles um, damit er seinem König einen würdigen Empfang bereite.

Dieser Empfang kam dem Baron la Gazette theuer zu stehen.

Eilftes Capitel.

Der Haß.

Die Herzogin von Montpensier bewohnte damals in Paris ein Haus, das oftmals die Bestimmung gewechselt hat, seit es im Besitze der Guisen 1589 einer der prachtvollsten Paläste der Stadt, der Stolz der lothringischen Fürsten war.

Zwar hatte die Herzogin nach der Erhebung ihres Bruders Mayenne zur Würde eines Generalstatthalters des Reiches den Louvre bezogen, um ihrer Eitelkeit Genüge zu thun, aber sie blieb doch nichtsdestoweniger dem Stadttheile treu, in welchem ihre Gegenwart die Begeisterung des Volkes erregte und begab sich nur bei großen ceremoniellen Gelegenheiten in den Louvre.

Die Herzogin befand sich in ihrem Cabinet — denn diese unermüdlich thätige Frau betrieb die Politik als Staatsmann, hielt mehre Secretäre und arbeitete für die Ligue mehr als ein Führer derselben. — Sie saß auf einem großen Sessel mit hoher Lehne, entsiegelte und überlas rasch verschiedene Depeschen, die Couriere ihr überbracht hatten, und schien ziemlich unruhig zu seyn. An dem Camine stand ein Mann in der Capuzinerkutte in mehr vertraulicher als ehrerbietiger Haltung. Eine seiner Hände spielte mit den Kügelchen eines langen Rosenkranzes, der an seinem Gürtel hing. Dieser Mann war Bourgoing, der Prior der Jacobi-

ner, einer der größten Fanatiker in jener traurigen, dramatischen Zeit, ein unversöhnlicher Liguist, der wegen der Ermordung Heinrichs III. geviertheilt wurde, auf der Folter keinen Klagelaut von sich gab, keine Reue fühlte und sterbend dem Valois fluchte, den Mörder desselben aber rühmte.

Der Prior betrachtete die Herzogin neugierig und fragte sie von Zeit zu Zeit nach dem Inhalte der Depeschen.

»Wieder eine Schlappe!« rief die Herzogin aus. »Saveuse ist gefallen, la Gazette von den verfluchten Hugenotten geschlagen, ohne daß man weiß, was aus ihm geworden ist.«

»Und was thut der Valois?«

»Leset . . . Nach einigen Tagen werden wir durch die beiden Ketzer belagert werden.«

Bourgoing nahm die Depesche, welche die zitternde Hand der Herzogin ihm hinhielt und überlas sie flüchtig.

»Desto besser,« sagte er. »Der Philister kommt seinem Verderben entgegen. Die Belagerung von Paris ist der Tod des Valois.«

»Ihr sehet Alles im schönsten Lichte. Ich bin minder leichtgläubig als Ihr . . . das Volk wird bald zur Hungersnoth gebracht werden, denn wir haben keine Lebensmittel.«

»Wenn wir sie hätten, würde sich der Krieg zu sehr in die Länge ziehen . . . Die Noth wird uns einen Fanatiker bringen.«

»Wo aber ihn finden? Die Bürger sind sämmtlich feig?«

»Ihr verleumdet meinen Clement.«

»Der ist ja fast noch ein Knabe . . . Kann man auf ihn rechnen?«

»Kann er auf uns rechnen, wollet Ihr sagen.«

»Ihr wisset, daß es nichts gibt, was ich für meinen Theil nicht thun würde.«

»Wenn Ihr Wort haltet, stehe ich für Clement.«

»Habt Ihr ihn seit gestern gesehen?«

»Ich sehe ihn zu jeder Stunde des Tages . . . Sein Muth hält sich aufrecht und seit der letzten Nacht ist er noch eifriger als je. Unsere List ist vollkommen gelungen; eure Stimme hat, ich weiß nicht warum, völlige Wuth in dem armen Teufel hervorgerufen; ich halte ihn heute für verrückt.«

»Was hat er Euch heute gesagt?«

»Er erzählte mir seinen Traum und Ihr könnt glauben, daß ich seine Aufregung benützte, um ihn noch mehr zu erhitzen. Er kam diesen Morgen zu mir, warf sich vor mir auf die Knie und theilte mir mit, was mir allerdings nicht neu war. Mein Vater, sagte er, ich muß meine Seele erleichtern und Euch ihre entsetzlichen Qualen mittheilen. Vor etwa vierzehn Tagen träumte ich: ich befreite Frankreich von seinem Tyrannen und stieß ihm einen Dolch in die Brust . . . Darüber erwachte ich plötzlich; ich strich mit beiden Händen über die Stirn, die vom Schweiße benetzt war, betete zu Gott und schlief ruhiger wieder ein.

»Mein Sohn,« antwortete ich, »mißachte die Anzeichen und Andeutungen nicht, die von oben kommen. Wenn Gott unter allen seinen Gläubigen Dich erwählt hat, eine heldenmüthige That zu vollbringen, so preise ihn und sey stolz auf die Auszeichnung . . . Hast Du diesen Traum schon Jemanden mitgetheilt?«

»Niemanden außer Euch.«

»Und hat sich seit vierzehn Tagen der Traum wiederholt?«

»In vergangener Nacht lag ich in ruhigem Schlafe; meine Zelle war verschlossen und ich hatte mein Gebet in Inbrunst verrichtet, ehe ich mich auf mein Lager gestreckt; ich war gesund an Leib und Seele. Mit einem Male vernahm mein Ohr eine liebliche Stimme, gleich Gesang vom Himmel und ich erwachte. Diese Stimme sprach zu mir: Auserwählter Gottes, rette deine Brüder, bewaffne deinen Arm und wasche die Sünden des Valois in seinem Blute ab.«

»Das hast Du gehört?« fragte ich mit verstelltem Staunen. »War es nicht auch ein Traum?«

»Nein, mein Vater, das war kein Traum. Ich war vollkommen wach . . . Ihr würdet diese Frage auch nicht an mich gerichtet haben, wenn ich Euch gesagt hätte, daß ich die theure Stimme, die mein Herz zu starken Schlägen treibt, seit mehr als acht Tagen höre und daß sie mir weltliche, aber ach! süße Worte zuflüstert. Es ist die Stimme eines Weibes oder vielmehr eines Engels, den ich nur dreimal gesehen, den . . . ich wage es nicht auszusprechen . . .«

»Aber,« fiel die Herzogin ein, »euer Clement hat Gedanken, die gar nicht klösterlich sind.«

»Ich glaubte Euch bereits gesagt zu haben, Hoheit,« antwortete der Prior, »daß er eine sehr stürmische Jugend durchlebt hat . . . Ehe er Gott angehörte, führte er ein Teufelsleben . . .«

»Und die Lust darnach scheint sich wieder einzufinden.«

»Daran seyd Ihr Schuld . . .«

»Ich?«

»Ja, denn Clement hat Euch bei der Procession zu Etampes gesehen und leidenschaftliche Liebe zu Euch gefaßt. Als Ihr in der vergangenen Nacht ihm durch das Fensterchen seiner Zelle zuriefet: »Auserwählter Gottes, rette deine Brüder!« erkannte er eure Stimme und sein Verstand ist vollends zerrüttet worden.«

»Der Zufall begünstiget uns offenbar,« antwortete die Herzogin. »Clement hat nicht mich gesehen und gehört, sondern eine Frau, deren Stimme genau wie die meinige klingt, die Frau, welche das Bild des Valois von dem Scheiterhaufen in Etampes herunterriß, die Fremde, die ich am Tage jener Procession in meinem Cabinet empfing und von der ich bereits mit Euch gesprochen habe.«

»Wo ist sie?«

»Ich weiß es nicht, aber wir werden sie finden.«

»Das muß, das muß geschehen; sie allein wird Clement zu der verzweifelten That treiben, welche die Ligue retten muß. Was der Fanatismus allein nicht vermochte, wird die Sinnlichkeit bewirken. Wisset Ihr, wo jene Fremde ist? Wird sie uns beistehen?«

»Ich kenne ihren Namen nicht, glaube aber, daß sie eine Italienerin ist . . . Sie schien den heftigsten Zorn gegen den Valois zu hegen. Wenn das Gesicht mich nicht täuscht, ist sie von hohem Range. Wir müssen unsere Leute aussenden, um sie um jeden Preis wieder ausfindig zu machen. Bis dahin werde ich den kleinen Kunstgriff fortsetzen, der uns bisher so gut gelungen ist. Ich werde diese Nacht wiederum in das Kloster kommen und Clement soll von neuem die Stimme hören, die ihn entzückt . . . Ich komme zwischen eilf und zwölf Uhr.«

Als Bourgoing sich entfernen wollte, meldete eine Dienerin der Herzogin:

»Der Capitän la Gazette kommt von Bonneval an und wünscht mit Ew. Hoheit zu sprechen.«

»Er möge eintreten. Ihr, Pater, tretet in dieses Cabinet, von wo aus Ihr alles werdet hören können. Wenn ich mich recht erinnere, kennt la Gazette die Frau, welche wir suchen.«

Der Prior war kaum in das Cabinet getreten, als la Gazette erschien.

»Herr,« begann die Herzogin in höhnischem Tone, »ich gratulire zu der Schnellfüßigkeit eures Pferdes. Ihr scheint es ganz besonders zum Laufen antreiben zu können.«

Diese Anrede verblüffte den Normann ganz und gar, doch verrieth er, wie unter allen Umständen, seine Empfindungen nur durch ein Zucken in seinem Gesichte, das ihn um vieles häßlicher machte.

»Wie war es Euch möglich, eine so große Bresche in euren Ruf zu machen?« setzte die Herzogin in anderem Tone hinzu.

»Hoheit, der Krieg hat seine Launen und die Besiegten sind nicht immer entehrt.«

»Wohl aber die, welche rufen: Rette sich wer kann!«

»Diese sind die Muthigsten und Besten, Hoheit, denn sie machen ein Auswetzen der Scharte möglich . . . Das steht auch in allen guten Büchern über den Krieg geschrieben. Kennt Ihr den prächtigen Kampf der Horatier nicht und findet Ihr stets, daß der Eber den Hunden Stand hält? . . . Der Graf von Saveuse ist geschlagen worden und gefallen, der Capitän la Gazette wurde auch geschlagen, aber er lebt noch und das ist jedenfalls besser.«

»Für Euch wohl, das unterliegt keinem Zweifel.«

»Für Euch, Hoheit, und ich bringe einen Beweis mit mir . . .«

»Welchen?«

»Ich habe von Dourdan nach Paris drei Damen begleitet, die alle drei ihre Seele der Hölle überlassen würden, wenn der Sieg der Ligue von ihr abhinge. Eine der drei Damen wünscht Euch vorgestellt zu werden, um Euch wichtige Dinge mitzutheilen.«

»Wer ist sie?«

»Sie gehört einer vornehmen venetianischen Familie an und ich lernte sie in ihrer Vaterstadt als Marchesa Fabia Fabiani kennen.«

»Ich erinnere mich dieses Namens. Der Marchese Fabiani war ein Freund meines unglücklichen Bruders Heinrich, der mir oft von ihm erzählte.«

»Ew. Hoheit hat auch bereits Gelegenheit gehabt die Marchesa zu sehen.«

»Wo?« fragte die Herzogin rasch. »Wo?«

»In Etampes.«

»Wie? Die Irre von Etampes? Sie ist hier in Paris?«

»In eurem Vorzimmer . . . Aber Ihr irrt gar sehr, wenn Ihr sie für irrsinnig haltet.«

»Holt sie, Capitän . . . und euer Glück ist von heute an gemacht.«

La Gazette drehte sich um und dachte bei sich:

»Diese Marchesa macht auf Ehre überall Regen und Sonnenschein . . . Ich werde Baron; es wäre gar zu dumm jetzt noch daran zu zweifeln.«

Bourgoing öffnete halb die Thür des Cabinets, in dem er verborgen gewesen war, und sagte zu der Herzogin:

»Uebereilt nichts . . . Es kann uns nicht mehr fehlen.«

La Gazette erschien wieder mit der Signora Fabiani und Venezia.

»Marchesa,« begann die Herzogin, indem sie aufstand und der Venetianerin die Hand reichte, »ich sollte Euch zürnen, daß Ihr mir in Etampes euren Namen verschwiegen habt.«

»Ich hatte dazu wichtige Gründe, die ich Euch auch nicht vorenthalten will. Heute erscheine ich mit offenem Herzen und freier Stirn, wie eine Freundin oder vielmehr wie eine gehorsame Dienerin Ew. Hoheit.«

»Ihr drücktet Euch ganz richtig aus, als Ihr »Freundin« sagtet; euer ruhmreicher Vater war der Waffenbruder meines Bruders und Ihr seyd, was mir euer Vater seyn würde, mein willkommener Gast.«

Die Marchesa verbeugte sich.

»Ihr habt, wie man mir sagt, über wichtige Angelegenheiten mit mir zu sprechen. Sobald Ihr ausgeruhet habt, stehe ich zu Diensten.«

»Das, wovon ich zu sprechen habe, leidet keinen Aufschub und ich werde deshalb auf die Ermüdung nicht achten.«

»Wünschet Ihr mit mir allein zu seyn?«

»Ja bis auf meine liebe junge Begleiterin und Freundin hier.«

Die Herzogin winkte la Gazette sich zu entfernen; Signora Fabiani hielt ihn aber zurück und sagte:

»Ich habe viel auf die Güte Ew. Hoheit gerechnet und

bin verpflichtet eure Gunst für den tapfern Capitän in Anspruch zu nehmen, der mir große Dienste geleistet hat.«

»Ich bin ganz geneigt Euch zu dienen. Was wünscht der Capitän?«

»Das Commando von Poissy, das in diesem Augenblicke erledigt ist, und den Titel Baron.«

La Gazette riß die Augen weit auf, um wo möglich die Antwort der Herzogin kommen zu sehen.

»Das wird sehr leicht seyn . . . Indeß muß ich vorher einige Papiere zu Rathe ziehen . . . Capitän, wartet einen Augenblick.«

Die Herzogin ging in das Zimmer, in welchem sich der Prior befand.

»Nun, Herr Pater?« fragte sie leise, »soll ich unser Geheimniß enthüllen? Soll ich der Marchesa mittheilen, welche Leidenschaft sie erregt hat? Soll ich prüfen, wozu sie entschlossen ist?«

»Schlagt nichts vor, theilt nichts mit; fragt, horcht, schmeichelt, schafft uns den Ehrgeizigen weg, der uns hinderlich seyn könnte, macht ihn zum Baron, zum Grafen, Herr von Mayenne wird unterzeichnen und das Parlament einregistriren.«

»Euer Gesuch ist genehmigt, Herr Baron,« sagte die Herzogin zu la Gazette; »holt selbst hier binnen vier Stunden mit eurem Adelsbriefe den Befehl ab, das Commando in Poissy zu übernehmen . . . Wir danken Euch für euren Eifer.«

La Gazette verbeugte sich und ging rückwärts nach der Thür zu; sein Gesicht drückte die höchste Seligkeit aus; er glaubte zu träumen und befühlte sich selbst, um sich zu überzeugen, daß er völlig wach sey.

»Hoheit,« sagte die Marchesa, indem sie auf einem Stuhl Platz nahm, den ihr die Herzogin bezeichnete, »als Ihr mich in Etampes sahet, habt Ihr mich ohne Zweifel für wahnsinnig gehalten.«

»Ach . . . nein,« stammelte die Herzogin.

»O scheut Euch nicht, es auszusprechen . . . Ich war es wirklich und Ihr hättet blind, taub oder unverständig seyn müssen, wenn Ihr es nicht bemerkt.«

Die Aufregung, in welche die Marchesa gerieth, hätte die Herzogin recht wohl zu der Annahme verleiten können, die Venetianerin sey in Paris ihres Verstandes eben so wenig mächtig als in Etampes.

»Ihr kommt mir sehr aufgeregt vor, werthe Freundin,« antwortete sie, »und ich errieth, daß Ihr in großer Verzweiflung seyn mußtet, forschte aber nicht weiter nach. Wäre mir euer Name bekannt gewesen . . .«

»Jetzt kennt Ihr diesen Namen. Ja, ich bin die Tochter des Marchese Fabiani, des Freundes eures erlauchten Bruders und ich will mich Euch anschließen, weil Ihr eine glänzende Rache sucht; ich bringe Euch dazu meine Hingebung, meine Dienste, meinen Zorn und meinen Haß, damit wir beide vereint auf dem schrecklichen Wege hingehen, auf dem ein und dasselbe Opfer uns erwartet.«

»Arme Frau,« entgegnete die Herzogin. »Gegen mich sprecht Ihr von Haß und Zorn, die ich keine Ruhe habe, seit sie in meinem Herzen brennen? Ihr wollt mit mir auf dem Wege der Rache, dem schrecklichen Wege, gehen? Wisset Ihr nicht, welche Furien in diesem Herzen hausen? Wisset Ihr nicht, daß die Gestalten zweier geliebter Brüder Tag und Nacht vor mir schweben, die Arme nach mir ausstrecken und mir ihre blutenden Wunden zeigen? Wisset Ihr

nicht, daß der Unmensch, den ich hasse und verfolge, eine Krone trägt und daß ich ihm diese Krone entreißen will, müßte ich selbst in die Hölle hinabsteigen?«

»Ich weiß das,« antwortete die Marchesa ruhig, »ich weiß sogar noch mehr.«

Die Herzogin machte eine Bewegung der Ueberraschung und fuhr fort:

»Euch treibt nur der Geist der Ligue, der Geist der Gerechtigkeit; Ihr habt keinen persönlichen Feind im Lager der Philister?«

»Habe ich Euch nicht gesagt, daß wir gleichen Haß hegen, einen und denselben Unmenschen verfolgen?«

»Den Valois?«

»Heinrich III. . . . ja.«

»Wie ist das möglich?«

»Hört mich an. Als ich mich auf den Schandscheiterhaufen stürzte, über dem das Bild des Valois flatterte, als ich jenes Bild den Flammen entriß und vor Euch erschien, trieb mich nicht der Haß, nicht die Rache. Nein, nicht diesen Gefühlen verdankte ich meine Aufregung . . .«

»Welchen sonst, Unvorsichtige?«

Signora Fabiani sah sich um als wolle sie sich überzeugen, daß Niemand sie hören könne; dann machte sie eine gewaltsame Anstrengung und antwortete:

»Dem Mitleiden! . . . dem Schwindel! . . . Dem . . . Ihr seyd ein Weib, Hoheit; blickt in euer Herz und sucht da das Gefühl, welches uns zu den schönsten Handlungen treibt.«

»Die Liebe!« rief die Herzogin aus, indem sie ihren Stuhl zurückschob.

»Die Liebe!« wiederholte die Marchesa ruhig, indem sie Venezia ansah, die sie mit einem stolzen Lächeln aufrecht zu halten suchte . . . »Ich konnte nicht an die Schmach dessen glauben, den ich liebte, und so fühlte ich mich gedrungen ihm beizustehen; darum entriß ich mit Lebensgefahr den Flammen das Bild jenes Mannes ohne Treu und Glauben, ohne Ehre und Herz; darum kam ich zu Euch, um mich von der Identität des Elenden zu überzeugen, dem ich alle meine Leiden zuzuschreiben habe; darum that ich das Unmögliche, um ihm zu dienen und Euch zu bekämpfen.«

»Aber welche Entstehung hat diese Liebe?«

Die Marchesa erzählte der Herzogin mit rührender Würde die Geschichte des angeblichen Grafen von Saveuse, den Betrug und die unredliche Verführung des Königs von Polen; sie erzählte ihre Reise nach Frankreich, ihre Gefangenschaft in Angers, kam auf den Vorgang in Etampes zurück und schilderte endlich den Schimpf, der ihr in Beaugency angethan worden war.

»Ihr sehet also,« setzte sie mit dem stolzen Wesen hinzu, das ihre Stirn mehr schmückte als ein Diadem, »Ihr sehet, Hoheit, daß die Tochter des Marchese Fabiani die Schwester der Guisen nicht zu beneiden hat, um ihre Verachtung und ihren Haß dem einzigen Feinde zu widmen, den sie in der Welt hat. Ihr sehet nun ein, daß wir mit gleichem Schritte, in gleichem Zorne, in dem Rachewerke vorgehen können, das ich bald vollbracht sehen möchte. Ich habe, ehe ich Venedig verließ, fast das ganze Vermögen versilbert, das mir mein Vater hinterlassen hat. Mein Gold, meine Diamanten gehören der Partei, der ich dienen will

und die meinen glühendsten Wünschen dient. Zu Euch, Hoheit, kam ich, weil Ihr gleich mir Blut suchet.«

»Und Ihr habt wohl gethan, Signora, wir können uns die Hand reichen. Aber sehet Euch vor, die Schwester der Guisen ist kein schwaches Weib, das durch Rücksichten und Bedenklichkeiten sich aufhalten läßt. Ich bin bereit alles zu thun, alles zu unternehmen, damit Gerechtigkeit hier unten geschehe wie später oben vor Gott. Steht euer Entschluß so fest und ist er so kühn als der meinige?«

»Ihr werdet darüber urtheilen können.«

»So bewahrt das tiefste Schweigen über alles dies. Der Tag des Sieges ist nicht mehr fern; rechnet auf mich. Wir werden einander nicht mehr verlassen; Ihr nehmt eure Wohnung in meinem Hause und noch heute Abend werde ich Euch meine Pläne mittheilen.«

Nach diesen Worten schlug die Herzogin an ein Glöckchen und eine ihrer Kammerfrauen trat herein:

»Führet Madame in die kleinen Gemächer und zeigt den Leuten an, daß alle ihr zu dienen und zu gehorchen haben wie mir selbst . . . Auf baldiges Wiedersehen, Signora!«

Die Marchesa küßte die Hand der Herzogin und entfernte sich mit Venezia.

»Dieses Weib wird uns große Verlegenheiten bereiten, glaube ich,« sagte der Prior, indem er aus dem Verstecke trat.

»Warum?«

»Weil Clement nicht der Mann ist, der lange platonisch seufzet. Er ist stark sinnlich und dem Laster zugeneigt; die Marchesa aber scheint zu allen Opfern fähig zu seyn, nur nicht zu dem ihrer Würde und Ehre.«

»Ihr kennt uns nicht, Pater; die Eifersucht, die Leidenschaft helfen bei uns den äußersten Widerwillen überwinden . . . Ich könnte darauf schwören, daß der Valois so gut als todt ist.«

»Möge es also seyn! Ich kehre jetzt in das Kloster zurück und werde die Zelle Clements so einrichten lassen, daß die Marchesa noch diese Nacht Wort für Wort den Aufruf wiederholen kann, der gestern einen so tiefen Eindruck auf den kranken Geist des Jacobiners gemacht hat. Bereitet eure Italienerin auf eine wichtige Scene vor, aber sagt ihr nichts, was die heftige Liebe verrathen könnte, die sie erregt hat. Vielleicht sind wir nicht genöthigt die großen Mittel anzuwenden . . . Clement muß die Marchesa nicht blos hören . . . er muß sie auch sehen . . . die Folgen davon könnt Ihr Euch denken. Wenn unser Verliebter den Verstand nicht verliert, glaube ich auch, daß der Valois mit einem Fuße im Grabe steht. Seyd guten Muthes!«

»Heute Abend also in der zwölften Stunde!«

Als die Herzogin allein war, stützte sie den Kopf in beide Hände und murmelte:

»Er hat sie geliebt und mich erniedrigt, indem er ihr eine meiner Schwachheiten entdeckte . . . Ich glaubte, der Haß fülle mein Herz ganz aus und doch war in ihm noch Platz zu einer Wunde! Ach, Heinrich, ich küsse den Dolch, der Dir das Leben nimmt, und wenn er vergiftet wäre.«

Zwölftes Capitel.

Die Zelle.

Das Kloster der Jacobiner stand in der Straße St. Antoine. Von weitem sah man seine plumpen Thürmchen, seine schwarzen, traurigen Mauern, sein großes Thor, das verriegelt war wie ein Gefängnißthor, seine Gitter und die Spitzen der drohenden Glasstücke auf den Umfassungsmauern hin. Der Haupteingang wurde nur bei großen Ceremonien geöffnet, bei Processionen und um das Bataillon Mönche hindurch zu lassen, die mit der Muskete oder Lanze auf der Achsel im Nothfalle zum Kampfe oder auf die Wache zogen.

Die Jacobiner waren in jener Zeit der Anarchie gleich den andern Orden keiner strengen Disciplin unterworfen; sie verließen das Kloster nach Belieben, gingen in die Stadt, beschäftigten sich mit weltlichen Angelegenheiten und hatten von dem Mönch meist nichts als die Kutte. Es stand fortwährend eine Seitenpforte ihres Klosters offen.

An dem Tage der Ankunft der Signora Fabiani in dem Palaste der Herzogin von Montpensier wartete eine maskirte Dame, die nachlässig in einem Tragsessel lag, seit fast einer Stunde in der Nähe jener kleinen Pforte, auf der ihre Augen fortwährend hafteten.

Es begann zu dunkeln. Einer der Träger des Sessels war in das Kloster hineingegangen, während der andere

schweigend und mit über einander geschlagenen Armen dastand.

Endlich öffnete sich das Pförtchen und zwei Männer traten aus dem Kloster heraus, einer in der Arbeiterjacke, der andere in der Jacobinerkutte, — der Sesselträger und Jacques Clement, der durch jenen geholt worden war.

Clement trat an den Tragsessel, öffnete denselben auf einen Wink der Dame, ging hinein, setzte sich und machte die Thür wieder zu. Die beiden Träger nahmen ihre Last wieder auf und gingen langsam mit derselben fort.

»Guten Tag, Clement,« sagte die Witwe du Fresne, indem sie die Maske abnahm. »Wir haben einander einige Tage nicht gesehen.«

»Allerdings,« antwortete der Jacobiner mit der größten Ruhe und wie es schien in getäuschter Erwartung.

»Wie kalt Ihr das saget!«

»Ich bin sehr erfreut Euch zu sehen . . . Euch gesund zu sehen,« antwortete der Jacobiner in demselben Tone.

»Weiter nichts?«

»Was sonst noch?«

Die Witwe blickte den jungen Mönch scharf an, als wolle sie in seinen Gedanken lesen.

»Solltet Ihr bekehrt worden seyn?« fragte sie dann.

»Vielleicht.«

»Das wäre ein Wunder und ich gratulire, aber wir wollen keine Zeit mit Complimenten verlieren, also antwortet mir auf meine Fragen. Erinnert Ihr Euch unseres Vertrags?«

»Welches Vertrags?«

»Nun, habt Ihr den Verstand verloren?« fuhr die junge Frau heftig fort. »Denkt Ihr nicht mehr an Pampelonne?«

»Allerdings, — den Mörder meines Oheims.«

»Und was habt Ihr eurem Oheime geschworen?«

»Den Tod Pampelonne's.«

»Nun?«

»Diese alte Geschichte mit allem was daran hängt, hätte ich beinahe vergessen,« sagte Clement, indem er die Augen gen Himmel richtete.

»Und was habt Ihr mir geschworen?« fuhr die Witwe fort.

»Davon weiß ich wahrhaftig nichts mehr.«

»Ihr liebt mich also auch nicht mehr?«

»Habe ich Euch jemals geliebt?«

Die Witwe schauerte bei dieser Antwort, die eine beleidigende Frage war, aber sie besaß zu viel Gewandtheit und Selbstbeherrschung, als daß sie ihre Unruhe hätte merken lassen und fuhr eiskalt fort:

»Ich glaubte, Ihr hättet mir für den Dienst, den ich Euch leistete, als ich Euch aus dem unterirdischen Gewölbe in Angers befreite, dauernde Anhänglichkeit gewidmet; ich glaubte, Ihr hättet mir sogar eine Erklärung gemacht, die, wie ich gestehen muß, zu dem Kleide, das Ihr tragt, nicht wohl paßt. Ich habe mich geirrt und ich freue mich darüber, denn Ihr hättet mir doch nie ein zärtlicheres Gefühl einflößen können. Sprechen wir nicht mehr davon, vereinigen wir uns aber über das, was geschehen muß zur Ausführung unserer schon so lange verzögerten Rache. Pampelonne ist in Frankreich und wird bald in Paris seyn; vielleicht ist er sogar schon hier.«

»Mag er hier seyn und gehen, wohin er will. Ich habe ihn vergessen.«

»Und euren Schwur, den Ihr eurem Oheime gethan?«

»Er wird mir erlassen werden; wichtigere Angelegenheiten beschäftigen mich,« entgegnete Clement mit einem Blicke zum Himmel empor.

»Heuchelei!« sprach die Witwe außer sich. »Behaltet solche Gründe für die, welchen sie genügen.«

»Heuchelei?« entgegnete Clement heftig. »Wenigstens heuchle ich gegen Euch nicht. Als wir uns mit einander verbanden, um die Mörder du Halot's zu verfolgen, bestimmte mich dreierlei: die Habsucht, der Haß und die Liebe. Die Habsucht, — denn ich glaubte einer Entdeckung, die mich bereichern sollte, auf der Spur zu seyn; der Haß, — weil Pampelonne mein persönlicher Feind geworden war; die Liebe, — weil eine Laune mich bei eurem Anblicke entflammte und Ihr eure Niederlage nur um den Preis einer Rache erdulden wolltet, die mir selbst eine süße seyn mußte. Ihr sehet, daß ich mich deutlich an Alles erinnere.«

»Weiter!«

»Der Golddurst quält mich nicht mehr; ich verachte die weltlichen Reichthümer, der Haß grollt ungestümer als je in meiner Brust, aber ich hasse nicht mehr Pampelonne; mein Ziel steht höher, es ist ein gekröntes Haupt. So lange dieses Haupt lebt, auf den Schultern des Valois lebt, muß ich ihm nachstellen. Wenn euer Anblick die Liebe in mir nicht erweckt, so klaget Euch selbst an. Ich habe Euch geliebt; ich habe Euch angetragen euer Sclave zu seyn, denn eure Schönheit hatte mich verführt. Das Schicksal schien uns für immer vereinen zu wollen, da wir einen und den-

selben Mann verfolgten und haßten. Ihr aber wieset meine Anerbietungen zurück; Ihr hattet kein Mitleid mit meiner Leidenschaft; aus eigennütziger Berechnung knüpftet Ihr eine Bedingung an die Verwirklichung meines theuersten Traumes . . . Nun liebe ich Euch nicht mehr; eine andere Leidenschaft erfüllt mein Herz; mein Gedanke hat sich einem andern Sterne zugewendet; eine Stimme, die nicht die eurige ist, lehrte mich, daß die, welche ich mehr als das Leben lieben muß, in nichts Euch gleicht. Alles trennt uns also; ich kenne Euch nicht mehr; wenn nach der Erfüllung der Pflicht, die mir durch einen theuern Mund geboten wird, ein Lebenshauch mir bleibt, werde ich ihn dem Andenken du Halot's, meines Oheims, widmen und dieses Andenken rächen, aber dazu bedarf ich eures Beistandes nicht. Rechnet also nicht auf mich . . . ich kenne Euch nicht mehr.«

»Still!« fiel rasch die Witwe du Fresne ein, indem sie sich auf den Arm Clements stützte und mit dem ganzen Oberkörper sich hinausbog.

In diesem Augenblicke kam ein Mann auf einem dürren Pferde, das einen Mantelsack vor dem Sattel und einen andern hinter demselben trug, an der Häuserreihe der linken Seite der Straße St. Antoine her. Er fuhr die Sesselträger barsch im gascognischen Accente an, wie ihn nur Pampelonne besaß.

»Müsset Ihr die ganze Straßenbreite einnehmen? Macht Platz, damit ich vorüber kann.«

»Steigt aus,« sagte die Witwe du Fresne leise zu Clement, indem sie sich in die Ecke zurücklehnte; »steigt aus, und Gott verzeihe Euch. Ich werde nie vergessen, wie Ihr mich hintergangen habt.«

Der Jacobiner gehorchte ohne ein Wort zu sagen.

Der Zufall wollte es, daß Pampelonne gerade dahersah als Clement ausstieg und ihn bemerkte.

»Hm,« dachte der Gascogner bei sich, »wenn ich mich nicht sehr irre, bedeckt diese Kutte meinen Herrn Todfeind.«

Der Jacobiner sah von der Seite nach Pampelonne, und schlug den Weg nach dem Kloster ein. Pampelonne folgte ihm eine Zeit lang.

»Verliert den Reiter nicht aus den Augen,« sagte Madame du Fresne zu ihren Trägern. »Folgt ihm, und haltet erst an, wann Ihr wisset, wohin er sich begibt.«

Pampelonne kam rasch an dem Tragsessel, und zwar an der rechten Seite vorbei, und bückte sich, um hineinzusehen. Die Witwe legte schnell ihre Maske wieder an, aber doch nicht rasch genug, denn der Gascogner erkannte sie, und sagte mit seiner spöttischen Gutmüthigkeit:

»Das ist wahrhaftig spaßhaft! Die du Fresne, und der Jacobiner! Meine beiden Raubvögel bei einander? Wohin geht sie? Folgen wir ihr.«

Die Träger gingen immer langsam weiter, und hielten sich immer in geringer Entfernung von dem Reiter, den sie von der Seite beobachteten.

Dies dauerte über eine halbe Stunde, bis Pampelonne ausrief:

»Ich habe keine Zeit, das länger fortzusetzen.«

Dann gab er seinem Pferde die Sporen, ritt an dem Tragsessel hinan und sagte:

»Madame, Ihr könnet immerhin die Maske abnehmen; ich habe Euch trotz dem Dunkel sogleich erkannt. Eure schönen Augen vergessen sich nicht so leicht.«

»Was wollt Ihr von mir?« fragte die Witwe ungestüm, indem sie wirklich die Maske abnahm.

»Eben diese Frage wünschte ich an Euch zu richten. Wir scheinen Beide mit geringem Erfolge Verstecken zu spielen.«

»Ich habe Euch von meinen Schritten, meinen Handlungen und meiner Zeit keine Rechenschaft abzulegen.«

»Das hoffe ich auch; da ich aber glaube, Ihr möchtet gar gern wissen, wohin ich mich eben jetzt begebe, so erlaube ich mir Euch selbst davon zu benachrichtigen. Ihr werdet an dieser Artigkeit, an dieser Geringschätzung selbst der größten Feinde mich erkennen. Ich begebe mich zu der Frau Herzogin von Montpensier. Könnt Ihr mir vielleicht sagen wo sie wohnt?«

»Der Erste Beste wird Euch dahin weisen.«

»Meinen schönsten Dank! Und wohin begebt Ihr Euch?«

»Für einen Mann, der sich auf seine gute Lebensart etwas einbildet, ist diese Frage nicht artig.«

»Ihr habt Recht. Also gute Nacht! Erlaubt, daß ich Euch verlasse, da ich dringende Geschäfte habe.«

Pampelonne trieb sein Pferd an, und entfernte sich rasch. Die Witwe du Fresne aber rief ihren Trägern zu:

»Nach der Gesandtschaft!«

Jacques Clement hatte den Weg nach seinem Kloster genommen, wie wir bereits erwähnten, und es dürfte wohl Zeit seyn etwas über den Jacobiner zu sagen, welcher in der Geschichte und in diesem Buche eine so traurig berüchtigte Rolle spielt.

Nachdem Clement lange über die Mittel nachgesonnen, den Schatz in dem unterirdischen Gewölbe in Angers wieder zu erlangen, hatte er an dem Gelingen verzweifeln müssen, mit Leib und Leben der Ligue sich ergeben, und durch

seine Gewandtheit in der Waffenführung den Beinamen »Capitän Clement« erlangt. Der kühne und glühende junge Mönch zog bald die Aufmerksamkeit seiner Obern wie der Commandanten der Pariser Miliz auf sich. Man vertraute ihm die gefährlichsten Sendungen, die schwierigsten Unternehmungen an, und übertrug es ihm besonders, die wüthenden Spottschriften auszustreuen, welche gleich brennenden Pfeilen unter die entzündbaren Volksmassen geschleudert wurden.

Mit einem Male änderte Bruder Clement sein Verhalten; er wollte keinen Theil mehr an den Kämpfen nehmen, er erschien nicht mehr öffentlich, fastete wie ein Einsiedler, legte sich strenge Bußübungen auf, und ging gesenkten Hauptes mit gekreuzten Armen einher.

Viele Stunden verbrachte er in Verzückung und Andacht, und den Mund öffnete er nur noch um Worte auszusprechen, die für Alle unverständlich waren, außer für den Prior Bourgoing, dem er den seltsamen Traum mitgetheilt, welcher die Umwandlung in ihm hervorgebracht hatte. Wir wissen nun, daß der Prior nach dieser Mittheilung mit der Herzogin von Montpensier einen Plan verabredet, und diese, um Clement in seinen ausschweifenden Gedanken zu erhalten, durch die Wand der Zelle den Mahnruf wiederholt hatte, den er für einen himmlischen hielt.

Man weiß, was der Klang der Stimme der Herzogin hervorgebracht hatte. Der Jacobiner hatte den Ton erkannt, welcher am Tage der Procession von Etampes alle Saiten seiner Seele erschütterte.

Da Jacques Clement so klug nicht war, die Schlinge zu erkennen, welche man ihm legte, so trat er widerstandslos in dieselbe.

Im ersten Hofe traf Clement jetzt den Prior Bourgoing, der langsam gesenkten Hauptes da auf und ab ging.

»Ich grüße Euch,« sagte der junge Mönch ehrerbietig.

»Ich wartete auf Dich, mein Sohn. Folge mir in mein Cabinet, denn ich habe über Wichtiges mit Dir zu sprechen. Du beschäftigest fortwährend meine Gedanken, und ich sehe Dich immer mit besonderer Freude.«

»Warum? Warum diese Ehre? Ich bin nichts als ein demüthiger Knecht des Allerhöchsten.«

»Sein Auserwählter bist Du, mein Sohn, und ich sollte vor Dir mich niederwerfen, denn er hat Dich an der Stirn mit seinem Stern gezeichnet. Folge mir jetzt.«

Sobald Bourgoing und Clement sich allein eingeschlossen hatten, sagte der Prior:

»Mein Sohn, wiederhole mir nochmals die Worte, welche Du im Schlafe gehört hast.«

Clement gehorchte.

»Und hast Du die Stimme erkannt? Bist Du überzeugt, daß sie der Frau angehört, die Du im sündigen Rausche deiner Sinne geliebt hast?«

»Hätte ich mich täuschen können? Ja, ich habe diese Stimme erkannt, ich würde sie unter Tausenden erkannt haben, denn ihr Ton erklingt in meinem Herzen, seit sie wie Himmelsharmonien zum ersten Mal mein Ohr entzückt . . . Ich klage mich einer weltlichen Liebe an; ich wollte im Dienste Gottes den gestörten Frieden meiner Seele suchen und diese Stimme gebot mir die blutige That, welche meine Brüder retten soll, sie zeigte mir den Weg, den ich einschlagen muß, um zur Unsterblichkeit zu gelangen.«

»Nun, mein Sohn, da dein Weg Dir vorgezeichnet ist, so mußt Du ihm folgen . . . Der Valois wird binnen

drei Tagen vor Paris seyn; sammle deinen Muth und deine Kräfte . . . Wann gedenkst Du der Stimme zu gehorchen, welche Dich ermahnt?«

»Ich würde augenblicklich aufbrechen, wenn mich nicht eine Hoffnung zurückhielte.«

»Welche Hoffnung, mein Sohn?«

»Ich will noch eine Nacht in meiner glücklichen Zelle verbringen, da beten, schlafen und warten. Vielleicht höre ich noch einmal die Engelsstimme!«

»Dein Wille geschehe!« sagte der Prior, der ihn zur Capelle geleitete, dort mit ihm niederkniete, ihn an die Thür der Zelle brachte, ihm den Friedenskuß gab und ihn allein ließ mit dem Sturme, der ihm im Busen tobte.

Nachdem Jacques Clement die Thür verschlossen hatte, sah er sich mit Lächeln um.

»Nun schmeichelt man mir!« sprach er; »nun spiel' ich die Hauptrolle im Staate. Nun kann ich, wenn ich mein Haupt dem Henkerbeile, meine Glieder dem Rade preisgebe, in einem Augenblicke die Geschicke dieses großen Volkes ändern und die Krone von der Stirne eines Ehrgeizigen herabreißen. Welches Schicksal!«

Dann betete er wahrhaft inbrünstig und endlich warf er sich auf sein hartes Lager in der Hoffnung, daß er in der Nacht noch einmal die Engelsstimme hören werde.

Schon war es tief in der Nacht, das Kloster in tiefe Stille gehüllt, als plötzlich ein heller Glanz in die Zelle des Jacobiners drang und fast gleichzeitig eine liebliche Stimme langsam die Worte sprach:

»Erwählter Gottes, rette deine Brüder, bewaffne deinen Arm und wasche die Ver-

brechen des Valois in seinem eigenen Blute ab.«

Jacques Clement richtete sich mit offenem Munde auf, erhob den Kopf und bemerkte an einer der obern Ecken seiner Zelle durch eine brennende Wolke hindurch das edle Antlitz der Signora Fabiani. Die Lippen der Venetianerin zitterten noch; Clement wollte antworten, fragen, bitten, aber die Zunge versagte ihm den Dienst.

Die Wolke wurde dichter, der Glanz erbleichte allmälig und bald war das Gesicht der Italienerin nur noch ein leichter Schatten, ein Schatten, der dann plötzlich verschwand; die Zelle aber versank von neuem in tiefes Dunkel.

Da fand der Jacobiner die Sprache wieder und er stieß einen Ton, einen wilden Schrei aus; dann sank der Unglückliche händeringend auf sein Lager zurück.

»Mein Gott! mein Gott!« sprach er schluchzend. »Sie! Sie! Ihre Züge, ihre Stimme, ihre Augen!«

In diesem Augenblicke drehte sich die Thür der Zelle schwer und langsam in ihren Angeln, der Prior Bourgoing schloß sie hinter sich zu, ließ das Licht der Laterne auf das Gesicht Clements fallen und sagte:

»Du hast einen entsetzlichen Schrei ausgestoßen, mein Sohn; ich komme Dir zu Hilfe; was ist Dir? vertraue mir.«

Ende des vierten Theiles.